Das junge Deutschland

Zweiter Jahrgang Nr. 10.

Fünfter Jahrgang der Blätter des Deutschen Theaters

Zur Polarität unserer Zeit

Von Rudolf Kayser

1. Feststellung

Unser Problem ist dieses: wie können wir die sozialistische Wirtschaftsordnung durchführen, d. h. praktische Notwendigkeiten der Zeit (die weit davon entfernt sind, einer neuen Religiosität zu entstammen) erfüllen und andererseits in solcher Welt der Gegenseitigkeit, Gemeinschaft und organisierten Materie den Geist zum entscheidenden Lebensfaktor machen?

Ueber dieses Problem (man könnte es auch mit etwas überscharfer Pointe als die Frage nach der Synthese von Sozialismus und Individualismus bezeichnen) nachzudenken, sind all jene verpflichtet, die weder von einer Parteidogmatik besessen sind, noch den Zuckungen des Erdballs ohne Anteilnahme gegenüberstehen. Der Kampf der Parteien; die Entscheidungen durch Reden, Geld oder Granaten; die durch Hunger und Enttäuschung bloßgelegten Massentriebe — dieses ganze lärmende und unschöpferische Chaos, das heute Deutschland darbietet, ist nicht imstande, uns Erkenntnisse zu geben, die die notwendige Einsamkeit unseres Lebens mit den politischen und sozialpädagogischen Forderungen aussöhnen. Seien wir uns endlich darüber klar, daß in dem Klima dieser europäischen Gegenwart keine Gesinnung entstehen kann, die diese doppelte Fähigkeit hätte: eine neue Gesellschaft aufzubauen und uns Zeitgenossen einer sterbenden Kultur auch neue geistige Erfüllungen zu geben. Gestehen wir uns ein, daß der Sozialismus auf seinem Triumphwege von der Utopie zur Wissenschaft, von der Romantik der Fourier und Proudhon zur Nationalökonomie der Marx und Engels alle Werte und Klänge eingebüßt hat, die ihn zu etwas anderem machen könnten als einem nüchternen wirtschaftlichen Regulativ.

Ist aber, was sicher ist, die Unmöglichkeit der Fortsetzung unserer bisherigen Lebensformen erwiesen und andererseits uns keine messianische, für jedes Dasein gültige Idee beschert, so müssen wir gerade aus diesem Widerspruch heraus unser Leben einzurichten versuchen. Den Gegensatz zwischen Erwartung und Erfüllung, der also heute der zwischen einer religiösen Hoffnung und einem kargen Wirtschaftsprogramm ist, einmal festgestellt, müssen wir uns entschließen, eben diese Spannungsdifferenz in Energie umzusetzen. Damit wenden wir uns von beiden Polen ab, von denen heute der menschliche Neuaufbau versucht wird: dem indisch-asketischen Quietismus, der prinzipiellen Verlegung

3. Aufgabe

Die Polarität unserer Zeit ist bezeichnet durch die Namen Nietzsche und Tolstoi. Also nicht durch Politiker oder Techniker des Erkennens, sondern durch Dichter und Propheten. Ihre Wirkungen sind nicht Partei und Gewerkschaft, sondern Legende und Mythos. Es gibt keine zwei anderen Männer der letzten Jahrhunderte, bei denen diese Wirkung in gleichem Maße geschah.

Man kann den einen als Individualisten, den anderen als Sozialisten bezeichnen und muß doch bekennen, daß jeder von ihnen die Spannung beider Pole in sich trug. Nur die Betonungen sind verschieden. Das heroische Ausmaß von Nietzsche mußte antisozialistische Tendenzen bewirken und herrische Einsamkeit schaffen, ohne deshalb den besorgten Blick von menschlicher Zukunft abzulenken. Tolstois Christentum scheint antiindividualistisch, hat aber doch einen sehr egoistischen Ausgangspunkt: die Mühe um die Gestaltung des eigenen Wesens (deshalb ist Tolstoi kein Heiliger; er löst seine Existenz nicht in einem höheren Sein auf; er leiht ihr nur einen höheren Rechtsgrund). „Und wieder bete ich und schreie vor Schmerz. Ich bin verstrickt, versunken, ich kann selbst nicht hinaus, aber ich hasse mich und mein Leben." (Tagebuch, 26. Juli 1896.)

Die Polarität unserer Zeit sei durch Nennung Nietzsches und Tolstois nur in ein Symbol gebracht. Sie ist nicht da in deutlichem Umriß und kann durch keine Kathederweisheit bewiesen werden. Nun aber hatten Nietzsche wie Tolstoi den Konflikt ihrer Zeit auch in sich selbst auszukämpfen. So kommt die Tragödie der Gegenwart zu ihrer letzten und furchtbarsten Wirklichkeit: daß Tolstoi auch Nietzsche war wie Nietzsche auch Tolstoi. Der Kampf des Geistes gegen die Materie aber verlangt klare Taktik, so daß dieser ganz Tolstoi ward und jener ganz Nietzsche.

Sind also selbst diese großen Symbole zwiespältig, wie kann man da fordern, daß unser ganzes gesellschaftliches Leben dem Diktat eines Programmes folge? Schöpfung ist nicht gradlinige Entwicklung zu einem erklügelten Ziel, sondern Niederschlag von Kampf, Ueberbrückung feindlicher Gewalten, deren letzte Geist und Materie sind.

Wie irren also jene, die den Namen Tolstoi von morgen glauben und den Namen Nietzsche von gestern. „Die Welt müßte durch Vernunft und Güte regiert werden", sagte der eine. „Ich bin bei weitem der furchtbarste Mensch, den es bisher gegeben hat; dies schließt nicht aus, daß ich der wohltätigste sein werde", sagt der andere. So ist Wohltun doch beider Ziel. So geht beider Wesen um ethische Entscheidungen. Unsere Mission kann nicht sein, dem einen zu folgen, um den andern zu lassen, Christus oder Dionysos? Dieser Zwiespalt ist nie überwindbar. Es ist ja nie *ein* Wort oder *eine* Gesinnung, die das Wesen einer Zeit umspannt. Realismus und Nominalismus; Rom und Luther; naiv und sentimentalisch; klassisch und romantisch; individualistisch und sozialistisch: die Universalienstreite kommen nie zu Ende.

Nietzsche hatte als einziger gewußt, daß die jetzigen Erschütterungen aus den letzten Tiefen des Menschentums kommen würden. Sein Ringen mit dem Christentum, sein Haß gegen das, was es durch die europäische Zivilisation geworden war: es hatte nur diesen einen Sinn. War doch das Christentum die einzige europäische Instanz, vor der seit dem Mittelalter die Weltanschauungskämpfe ausgefochten wurden. So kam ja auch Tolstoi zum Christentum, so Dostojewski, so Solowiew. Der Russen weicheres Gefühl hatte es leichter als Nietzsches heidnische Glut. Deshalb ist bei ihm Fieber und Vulkan, was bei jenen milde Tröstung ist. Deshalb ist uns Nietzsche so viel näher, da wir seit Jahrhunderten Ungläubige sind.

Es muß einer späteren und eingehenden Untersuchung vorbehalten bleiben, die immer wachsende Mission der Nietzscheschen Gedankenwelt aufzuzeigen. Die wenigsten ahnen sie. Erwiesen aber ist, daß nur persönliche Besinnung und allseitige dynamische Entfaltung uns helfen können. Alle Rezepte, alle staatsrechtlichen Erfindungen, alles politische Grüblertum sind verlorene Posten. Man komme endlich zu der Erkenntnis, daß die stärkste politische Wirkung außerhalb der Politik liegt. Man habe den Mut zu sich selbst, zur Betätigung aller geistigen Wollungen, selbst wenn sie im Widerstreit liegen und teilweise als böse erscheinen. Man zögere nicht, im Kleinen zu wirken, die Veredelung der Welt in engsten Bezirken vorzunehmen. Weltbeglückungen und Umbauten des ganzen gesellschaftlichen Gefüges werden ja immer am Wesentlichsten des Menschen vorbeigehen und deshalb erfolglos bleiben. Jede äußerliche Konstruktion wird keine Kultur-Tradition (die wir sehr brauchen) schaffen, sondern im Gegenteil nur ein starres soziales Spießertum. Zuerst wage man die Revolution der Gewissen.

Sicher gab es niemals Prophezeiungen, wenn diese Nietzsche-Worte (sie stammen aus verschiedenen Jahren) es nicht sind:

„Ich kenne mein Los, es wird sich einmal an meinen Namen die Erinnerung von etwas Ungeheurem anknüpfen, — an eine Krisis, wie es keine auf Erden, an die tiefste Gewissens-Kollision, an eine Entscheidung, heraufbeschworen gegen alles, was bis dahin geglaubt, gefordert, geheiligt worden war. Ich bin kein Mensch, ich bin Dynamit."

„Das gegenwärtige Europa hat noch keine Ahnung davon, um welche furchtbaren Entscheidungen mein ganzes Wesen sich dreht, und an welches Rad von Problemen ich gebunden bin — und daß mit mir eine Katastrophe sich vorbereitet, deren Name ich weiß, aber nicht aussprechen werde."

„Ich schwöre Ihnen zu, daß wir in zwei Jahren die ganze Erde in Konvulsionen haben werden. Ich bin ein Verhängnis."

Die Katastrophe hat begonnen; das Dynamit ist entzündet. Begreift, daß keine Partei und keine Kirche uns mehr retten kann. Erkennt unsern Untergang. Und ahnt den Aufgang: den neuen Universalismus, den neuen Menschen; den Individualismus im Sozialismus, die neue Freiheit im neuen Zwang: „Aeußerlich begrenzt, innerlich grenzenlos" (Goethe).

Triptychon

Von Otto Zarek (Für Reinhold Knick)

I.
(Jesus)

Ich rufe dich, Gestalt aus Gott und Nacht;
Ich bin gekreuzigt. Doch noch kam mir nicht
Der Eine, der mich frei von Erde spricht.
Noch schlug ich nicht mit Mir die letzte Schlacht.

Ich bin an meinen Schmerzen blaß gewacht,
Gab einem jeden menschliches Gesicht,
Und pries gerecht das rächende Gericht,
Das mich zum Schuldigen der Welt gemacht.

Ich stieg nicht auf als einer, der die Welt
In übergroßer Liebe auf sich lud,
Weil sich auch ihm: das Wissen zugesellt.

Ich bin Gestalt aus Erde, Fleisch und Blut!
Weil ich Euch starb bin ich nicht Mann und Held.
Weil ich Euch lebte, bin ich stark und gut.

II.
(Judas)

Nicht Einem weih ich meine Gegenwart,
Daß er in Mir sich selber auferstehe.
Ich bin nicht Einem: Mann, bin Keinem: Nähe,
Nur einem Rätsel bin ich Flucht und Fahrt.

Ich habe mich für Mich nicht aufgespart
Die Sohlen bluten, da ich Stein begehe,
Die Lippen faulen, wenn ich Nahrung flehe;
Ich schenke keiner Schönheit meine Art.

Im Raub des Herbstes kühle ich die Lenden
Und bohre Buße in die Schläfen tief,
Und halte bald als Leichnam mich in Händen.

Ich mordete den Gott, als er mich rief,
Und muß im Endlichen das Leben enden,
Bis ich den letzten Laut der Welt verschlief.

III.
(Johannes)

Mit Locken lösche ich den Schmerz der Wunden,
Ich flagge in Dir Gegenwart empor.
Aus meiner Andacht wird Dir Dom und Chor,
In dem du mich als Gläubigen gefunden.

Ich halte dir die Liebe-starken Stunden
Als einen Zeugen Deiner Größe vor.
Was in Dir, Herr, am kalten Kreuz erfror,
In einem Lächeln wird es Dir gefunden.

Ich habe lang auf Deinen Tag gelauert
Und bin, gebückt im Warten und im Bangen,
Im Schmutz der Welt als letzter Knecht gekauert.

Da hast Du Dich als Mensch zurückempfangen:
Weil Einer, den Du liebtest, um Dich trauert,
Bist Du in Deine Gottheit aufgegangen.

Lyonel Feininger

Von Theodor Däubler

Klarster Kristalliker. Daß der Kubismus starkes Schicksal, wird hier abermals kund. Picasso, Braque, Gleize, Metzinger, Feininger: eine Reihe durchaus Selbständiger. Bei andern Künstlern ist Kubismus kein Weltmaß; Marc oder Chagall wären auch ohne ihn zur Welt gekommen. Feininger niemals! Er wurde erst, als der Kubismus ihn nicht mehr freiließ. Dann aber baute er sich sein hartes Flügelpaar. Stimmt vielleicht nicht: er, mehr noch als seinerzeit Boccioni, verstand es nun, sich mit Schichtungen zu panzern und zu wappnen. Sich selbst, kristallinisch, in einer Welt der Kristalle zurecht zu finden. Unter sich und nach oben heimisch zu werden; nach rechts und nach links. Auch zugleich nach halbrechts und etwas links: und so ohne Rast und endlos. Dabei ist er kalt: gefroren, folglich unermeßlich still. Silbernd sind ja auch seine Farben, Halbfarben, Viertelfarben, Halbtöne. Aber alle rein. Vollkommen in sich. Und im Zusammenhang? Durch die Zusammenhänge!

Ist Luzifer geflogen? Keineswegs, aber durch Einschichtungen zu seiner Erde gelangt. Auch in den Himmel. (Die obere Schichte.) Durch die Erde hindurch: also zur Welt! Somit kein Flügelpaar, glattgespannt, glänzend und frühmorgenbläßlich. Alles das sind Attribute, die wohl zu Feininger passen könnten, aber darum handelt sich's nicht. So kommt man nicht, wie er, durch die Erde! Man tippt oder stößt nur an sie an. Bei ihm aber heißt es: die Erde wird gesprengt. Blöcke fliegen auf, springen weg: groß, geometrisch, nicht einmal scheinbar zufällig; sie gleichen den prachtvollen, stahlgrauen Pflastersteinen aller Karststädte, von Triest bis Saloniki.

Feininger weiß es, wie man schichtet. Oder versteht er es auch zu türmen? Hinaus in die Wagerechte? Beides! Bitte aber an keine Pyramidenarbeit denken zu wollen. Pyramiden stehn schon fünftausend Jahre. Aber die Kristalle atmen, wachsen, leben und lieben. Vielleicht erst seit einigen hunderttausend Jahren. Was tut das! Wenn sie sich nur überhaupt entfalten, was Pyramiden nicht tun, so können sie nie altern: man wird ihren Rhythmus hören. Ihren Herzschlag! Freilich muß man dazu sehr feine Ohren haben. Ganz feine: Lyonel Feiningers!

Er ist gegenständlichst! Darin Deutsch-Amerikaner. Durchaus modern-konstruierend. Schichtungsbedürftig. Kubismus ist zuerst spanisch-maurisch aufgetreten. Bei uns wurde er bald dachbauender: dachdeckerisch-denkerisch. Ein Dachtümelnder. Aber er bedarf keiner Ziegel: Schiefer und Glas werden leichter seine Elemente. Glas schon aus kristallinischen Ursprünglichkeiten her. Dennoch ist Feininger, der stille Schichtenbegründer, auch Grauträumer. Da ist eine Anknöpfung an die verhalteneren Spanier aufspürbar. Besonders in der Farbe: an die, an ihrem schillernden Schmelz kenntlichen! Dann durch das leisetropfende Perlgrau. Aber deshalb wird Feininger niemals tropfsteinmäßig; er gestaltet zu bestimmt: immer weit entfernt von Delaunay. Ob er wohl leicht mondhaft chinesisierend ist? Könnte richtig sein! Besonders in der Verwertung (nicht Verwandlung)! seiner Kulissen. Er baut nämlich ein Kulissengeschiebe mit Häusern: oft leicht bewimpelt. Sogar reich bewimpelt. — Plötzlich wird er recht zierlich. Und da gibt's Häuser bei ihm (chinesische?): beinah einer Schachtel entnommene. Daraus hervor, darum herum rokokohafte Männekens: kostbar possierliche. Schauspielerchen im Kristallgeschehen: Welt. Jedes eine geschmackvollste Verknotung ganz klarer Rhythmen. Ihre Schleifen. Selten Gipfelchen. (Feininger schichtet vornehmlichst in der Wagerechten ein.) Kurzum, er bringt uns ein kurzbeiniges Gewimmel: oft zu Dekorationszwecken. Dann, als Ueberraschung, so hoch wie die Tour Saint-Jaques, der ewige Passant in Stein, inmitten von Paris, den grotesken Langbeinigen. Mit einem Satz, aus dem Land der fabelhaften Heuschrecken, unter uns versetzt. Kaleidoskopisch wird man sagen, woher? Festgehalten! Geordnet, schichtungsmäßig erfunden, zuerst fast nüchtern wirkend. Aber doch ungemein inhaltsreich. Kurz: er weiß es, die Mächte des Kristalls hin und her zu spielen, auf und ab zu spiegeln. Mit entschiednem Vorwissen, ohne Mutmaßlichkeiten; er findet die sichersten Bestimmungen. Niemals Jongleur, kein Akrobat, sogar ein vielfach Stillwissender. Ein lachend Besitzender. So voll von Ernst: trotz seiner seltsamen Abenteurerlust!

Brief über „Demian“

Von Willi Wolfradt

Lieber Freund,

ich las kürzlich eine Erzählung, die mich tief betroffen hat, umsomehr, als ich Sie darin fand, und zwar derart zum Mittelpunkt, aber auch zur lebendigen Verkörperung einer geistigen Welt mir bisher nur ahnbaren Wesens gemacht, daß ich Sie von dem Tage an mit anderen Augen betrachte. Ich meine, Sie erst jetzt recht zu sehen, meine, Sie durch dieses Buch und das Buch durch Ihr Bild erst recht zu verstehen.

Diese Erzählung ist nicht wie andere, die man bestenfalls vortrefflich findet, erwägt, fortstellt, um noch gelegentlich ihrer Vorzüge oder auch der Gestalten und Vorkommnisse darin erinnert zu werden. Sie ist vielmehr enthüllend, bannend und voll Bedeutung, wie wohl nächtliches Gespräch mit einem Menschen sein kann, so daß man die Zeit um die Wände des Zimmers spülen hört, und ein tiefes Blicken und Tönen vom einen zum andern diese wie alle Flut wunderbar zu überbrücken scheint. Ich habe die ganze Lektüre wie die warme Last einer fremden Hand auf meiner Schulter erlebt, als Anvertrauung eines Lebensinhalts, als freundhafte Verkündigung. Dreifach persönlich war der Kontakt zu diesen Seiten: denn wie mein Freund sprach ihr Autor von seinem Freund und lehrte mich Sie, Freund, deuten. Und es mag wohl manchem so ergehen, daß er hier lernt, die Zeichen zu deuten, die er unklar an Menschen und hohen Stunden, am Ende auch an sich selbst wahrgenommen hat. Eine Erzählung nur, und doch Entsiegelung tiefen Geheimnisses, Vermächtnis großen, bedeutenden Erlebens. Ihnen wird sie vielleicht mehr als Verdichtung und Sammlung dunklen Spürens, mag sie Bestätigung Ihrer geistigen Stellung, Rettung aus einsamen Kämpfen sein.

Zu lange schon habe ich den Titel des Buches verschwiegen. Es ist von Emil Sinclair, heißt „Demian", eine Icherzählung, die aber trotz dieser persönlichen Form, oder gerade vermöge ihrer, so unpersönlich, so überartistisch, so unmittelbare Ausmündung einer ganzen Sphäre ist, daß sie etwas Legendares erhält und das Mythische einer wirklichen Beichte: die große Kunde einer überindividuellen Gewalt zu sein. Ich bin immer wieder erstaunt, daß es, wie andere Bücher auch, verlegt ist — bei S. Fischer, Berlin —, gebunden und kaufbar. Ob nun der Autor ein Künstler, der Erlebnis mit Vision verbunden und in das Gewand einer anspruchslos feinen, zurückhaltend ernsten Sprache und darstellerischer Vollendung gekleidet hat, ob er ein Bote eigenen Widerfahrens ist: die Wirkung auf mich war jedenfalls die einer Beichte, einer zwischen Staunen noch und werbender Gewißheit schwebenden Uebermittelung von Vorgängen, die sich heute noch dem Menschen entziehen, obschon sie nichts Phantastisches oder Unerhörtes im üblichen Sinne haben.

Sinclair gibt sich da als einen jungen Menschen, den schon im wohlgepflegten elterlichen Hause in Traum und Wachen die Vorstellung von zwei Welten, einer lichten und einer dunklen, leitet, und der sich zugleich magisch und mit genießerischer Reue und Furcht von der finsteren Welt angezogen, umstrickt und trotzig gemacht fühlt, wie er die Gnade der hellen Sphäre religiös als Reinheit und Zuflucht erlebt. Dieses Motiv der zwei Welten ist die Achse der ganzen Geschehnisse. Eine kleine Knabenlüge bringt ihn in die Gewalt eines bösartigen Spielkameraden, der wie ein Instrument der lockend entsetzlichen dunklen Welt rauh in das seelische Leben des Kindes greift und es immer tiefer in Schuld und Selbstaufgabe hinabzureißen droht. Da begegnet Sinclair einem älteren Knaben, Max Demian, der sein Führer wird, ihn aus den Klauen seines Plagegeistes befreit und seinem Selbst zurückgibt. Dieser Demian sieht Ihnen so ähnlich. So überlegen, englippig, forschend, fest, mit Augen traurigen Spottes, einsam und zeitlos-wissend, so steinhaft und voll heimlichen Lebens, so federnd und ans Zentrum der Welt gefesselt sah ich Sie. Hamlet, Don Quixote, Gustav Aschenbach können nicht fester in mich gegründet stehen wie diese Gestalt, von der wenig schildernde Worte ergehen, die trotz ihrer zentralen Stellung nicht einmal die Szene der Erzählung beherrscht, und die mich doch sofort ungeheuer betrat. Als ich Ihnen begegnete, war es wie ein Finden nicht zu schildern — der Vorschwebung, und dann noch hätte ich kaum zu sagen vermocht, wer Sie sind. Ob nun Demians Geheimnis das Ihre ist oder nicht: Ihr Antlitz ist durch diese dichterische oder erlebte andere Erscheinung gedeutet, Sie tragen auch das Zeichen. Verstehen kann ich das erst jetzt. Erst jetzt spüre ich die Resonanz dieser Kühle, kenne ich die Perspektive dieses hallenden Blickens, die Tragik dieses spröd-eleganten Ganges. Wie die Zweiweltenauffassung östlicher Herkunft ist, so ist Demian kein Europäer, man könnte ihn sich eher ägyptischen Skulpturen ähnlich vorstellen, ohne daß er oder seine Aura irgendwie exotisch stilisiert wäre. Im Gegenteil, Menschen und Ereignisse können so viel Wesentlichkeit gar nicht unaufdringlicher tragen.

Max Demian bewegt nicht nur durch seine ganze Art, sondern durch die geistige Macht über alle Menschen und durch seine eigentümlichen Anschauungen die Seele des jüngeren Freundes tief. Er versteht es, mit den Blicken alles zu lenken und seine knappen Worte in Herzen zu brennen. Als er den biblischen Kain und den verstockten Schächer am Kreuz mit gelegentlichem Wort aus moralischer Verfehmung befreit, die Tiefe ihres edlen Trotzes kund tut, reißt er für Sinclair die dicken Vorhänge der Bürgerlichkeit auseinander, nimmt er den verwirrt Staunenden in seine duale Welt hinüber. Wie ein Gestirn geht er fortan durch des Erzählers Leben, unverlierbar, Raum und Zeit überwirkend, bittere, leere und hohe Stunden ihm erfüllend. Sinclair muß einen trüben Weg durch Einsamkeit und selbstverlorene Geselligkeit zurücklegen, äußerlich getrennt von dem führenden Freund, den er nur zu ahnen, nicht zu deuten vermag. Aber alles wesentliche Leben in ihm vollzieht sich unter dem starken Zeichen Demians, von dem er sich immer bewußter gelenkt fühlt; Symbole drängen sich in diesen Verkehr, eine Art Teleographie wirkt geheimnisvoll mit: und alles wie aus dunklen, der gemeinen Welt verdeckten Kräften, wie von den Müttern selbst her sich nährende, unwägbare und doch so unerhörte Geschehen lenkt den Ringenden immer unausweichlicher eigenem Kern zu. Sünde ist es, von sich selber wegzukommen, eigener Weg ist Pflicht: diese Gewißheit, diese Heidnischkeit wird sein geistiges Zentrum, das nimmt ihn auf in die Loge der Kain und Demian. Ihr Zeichen tritt mit immer festeren Linien auch auf seine fiebernde Stirn. Eine Gottesfigur taucht auf, Abraxas, der Teuflisches und Göttliches nicht mehr scheidet und dessen Jünger zu einer Art positiven Wertindifferentismus gelangen, alles verehrend, was ein Selbst hat. Träume, innere Bilder, reine Sehnsüchte leiten Sinclair durch eine normale Welt. Das Schicksal läßt ihn bald einem Verwirrten gegenüber die kühle, faszinierende, rettende Gestalt werden, wie sie ihm Demian war und ist. Nach mancher Verständigung über die Weite des Nichtsinnlichen hin kommt wieder Begegnung. Demians Mutter,

in der das überlegene Wesen des Wissenden zu fraulicher Erhabenheit gesteigert sich wiederholt, wird ihm erschütterndes Erlebnis; seine Vision sieht er in ihr zu Leibhaftigkeit verdichtet, zu einer Inkarnation alles ihm Verehrungswürdigen. Eine heilige, zarte, schicksalbetaute Luft füllt duftend ihre ganze Umgebung, in die Sinclair wie ein Sohn aufgenommen ist. Sie ist eine der „Mütter“, steinern unsagbar schön und überlegen. Das erfüllte Idyll der Gemeinschaft mit diesen Erwählten, um die sich noch einige Menschen verwandter Schau sammeln, stört die Weltenkatastrophe, in schweren Ahnungen und Gesichten hereinflutend, ehe die krasse Wirklichkeit Europa aufrüttelt. Das Begebnis Krieg ordnet sich der Deutung ein, die das demianische Geistesleben kennzeichnet: Krise im großen Ringen ums Urselbst, Erschütterung der zu Abraxas, der asiatischen Moraljenseitigkeit zurücktappenden Welt. Der Krieg nimmt die Freunde in sein Rad, einmal noch begegnen sie sich bedeutsam, ohne daß klar wird, ob im Traum oder in der Realität; mit einem Kuß vermacht Demian sich seinem jüngeren Gefährten und löst sich im Chaos auf. Und hier nimmt Sinclair, der Bekennende, die Hand von des Lauschenden matter Schulter. —

Ach, ich merke, daß diese vorsichtige Umreißung der hier ruhig aufgeschlagenen Perspektive schon alles fälscht. Man kennt ja den aus schmutziger Kraßheit ins Laue räucheriger Mystik flüchtenden Ton mancher modernen Dichtung. Nein, davon ist hier nichts zu spüren. Könnte man überhaupt von einem literarischen Stil bei einem ganz der Artistik, und sei es der rangvollsten, entrückten Gebilde sprechen, so wüßte man ihn nicht zu bezeichnen, so wenig wie wir das Schweigen oder den rieselnden Ton des Regens stilistisch klassifizieren können. Vielleicht hat doch ein Dichter das in all seiner keuschen Gewichtigkeit, mit all seiner bescheidenen Plastik und Erlebnissättigung aus sich gewonnen; — ich weiß nicht, welche Hoffnung ich weniger entbehren möchte, die solcher reinen, von keiner Mode und psychischen Verdrehung angefochtenen Kraft oder die, daß hier ein volles Herz anvertrauend sich über mich neigte. Aber das kommt auf eins heraus und wirkt ein gerade in seiner Einfachheit so tief Eröffnendes, daß so wenig wie inhaltliche Reproduktion kritische Aufreihung von Vorzügen am Platze ist und das Wichtige trifft. So ein Buch ist gar keine beurteilbare Gegenständlichkeit, sondern ein mediumhaftes Organ, eine Räumlichkeit gleichsam für seelische Begegnung, wie Tagebücher und Sagen es sind. Diese Entzogenheit vor aller Objektivität ist daran legendar oder mythoshaft, nicht eine sakrale Drapierung. So ein Buch — und Hölderlins „Hyperion“ etwa oder Kierkegaards „Tagebuch eines Verführers“ möchte dem an die Seite zu geben sein — senkt sich in den Leser ein, oder es gleitet ab. Sie muß es berühren, lieber Freund; ich stelle mir die Proportionen Ihres Antlitzes vor und vergegenwärtige mir das Abraxaslächeln darin, das ich bisher für Ironie oder gezähmte Herrschsucht las, — und weiß, daß Ihnen große Kunde aus diesen Seiten voll feiner Gedanklichkeit und bildhafter Macht geschehen wird. Möchte es sein, daß es Sie aus Ihrer Steilheit in einen Bund geleitet, der Ihnen bis dahin verborgen war. Was es mir nicht geben konnte hinter großem Ausblick, reicht es vielleicht Ihnen dar: Heimat.

Aus „Binscham-Novellen“

Von Hans Reiser

I.
Binschams Hochzeit

An einem prachtvollen Vormittag, der den Abschied von der Landstraße schwer machte, kam Binscham nach Freising und focht sich innerhalb einer Stunde sieben Mark zusammen. Er war zufrieden, sein Tagwerk war getan, es wurde auch schon heiß. Um noch etwas von der Frische der frühen Stunden zu erhaschen, verließ er die pflasterige Stadt und warf sich neben ein Kornfeld ins Gras. Die leicht bewegte Luft wurde schwerer und schläfriger, der zarte Vormittag welkte, wie Blütenbüschel auf flimmernden Scheiterhaufen, dem Mittag zu.

Am Nachmittag ging Binscham auf die Dult, schaukelte und ließ sich photographieren. Als er schon gehen wollte, stieg ein Frauenzimmer in seinen Kahn, eine ruinierte Schönheit, deren Eleganz nach Schweiß und Lumpen roch. Ihr Gesicht schrie wie eine billige Reklame ihr Gewerbe aus. Binscham sah sie nicht so genau an, er wollte sich das furchtbar Gewöhnliche ihrer Erscheinung und des ganzes Auftrittes nicht vor Augen führen. Die Orgel leierte, von Glockengebimmel zerrissen, die Melodien: „Das macht die Liebe so ganz allein —“ und: „In deinen Augen steht es geschrieben —“.

Binscham, der die verrückte Eigenschaft besaß, die geschmacklosesten, ja abstoßendsten Dinge mitunter schön zu finden, bewegte dieser häßliche Lärm einer Musik so stark, daß ihm das Wasser in die Augen stieg, was er, um von dem gewiegten Frauenzimmer nicht ausgelacht zu werden, geschickt verbarg. Er schneuzte sich und sagte etwas von Zigarettenrauch. Da er immer vermied, den ewig ergriffenen und deshalb unbeholfenen, schüchternen Esel zu zeigen, der er war, und als er glaubte, daß es Zeit sei zu einem Angriff, der seine kaltblütige Kühnheit dartun sollte, stolperte er wie aus Versehen auf sie hin, ergriff ihre Hände und drückte sie leidenschaftlich.

„Bardonn, Herr!" sagte sie halb spöttisch, halb ärgerlich. „Das nächste Mal treten Sie auf ihre eigenen Hühneraugen!"

Binscham, der sah, was da für eine Sprache geführt wurde, fragte sie, ob sie noch nichts verdient habe, weil sie so schlechter Laune sei. Sie erwiderte gut gelaunt und in der groben Art des Scherzens, die einem von solchen Mädchen nicht verdrießen darf, oder man muß sich nicht mit ihnen einlassen, das ginge ihn einen Dreck an; dabei sagte sie du zu ihm und nannte ihn einen hergelaufenen Handwerksburschen. Binscham, der wehmütig daran dachte, daß er in Wahrheit noch weniger als das und nicht einmal ein regelrechter ordentlicher Landstreicher sei, fand eine passende Erwiderung und so foppten sie sich hin und her, während sie, auf den Sitzen stehend, die Schaukel mit ihrem Körpergewicht in kräftigem Schwung hielten und der Rock der Dame im Niedersausen Binscham bis vor die Nase wehte. Er hieß sie eine gräuliche Pflanze, einen alten Hafenscherben, sie ihn einen langnasigen Fechtbruder, einen Hungerkünstler und Landstraßengigerl. So oft ihm eine kühne oder zweideutige Bemerkung gelang, die ihr besonders gefiel, lachte sie schrill und ordinär in ausgelassener Vergnügtheit. Aber Binscham packte das Lachen ans Herz wie zischendes Feuer.

„Gib doch Obacht, alter Strauchritter!" sagte sie, als das Boot tief in die Leinwanddecke stieß. „Du machst ein Loch hinein."

Binscham antwortete mit einem treffenden Witz, der nicht wiederzugeben ist, worauf sie ihn mit einem anhänglichen, ernsten Blick ansah, der ihm durch Mark und Bein ging. Er erschrak vor der Glut, die dieser ausgebrannte Aschenhaufen noch barg. Als er ihre Hand nahm, die kalt und gefühllos war, blickte sie gelangweilt weg. Binscham sah, daß die Leidenschaft dieses Geschöpfes anders geartet war als die der braven Mädchen, die die Hand des Geliebten stundenlang tätscheln und aufwärmen.

Vom Schaukeln hatten sie jetzt genug.

Binscham machten den Vorschlag, ins Grüne zu gehen, weil es so schön sei.

„Das ist mir zu weit hinaus," sagte sie.

„Mach keine Krämpfe!" beschwichtigte sie Binscham.

Sie streiften vor der Stadt herum, bis es dämmerte und die Maikäfer um die Laternen schwirrten. Als es finster war, feierten sie Verlobung und Hochzeit zu gleicher Zeit.

„Jetzt nehmen wir ein Familienzimmer im Metzgerbräu!" sagte Binscham, der es hartherzig fand, sich sofort von dem Frauenzimmer zu trennen, das auch ganz zufrieden war, ein Nachtquartier zu haben.

Er schrieb in das Fremdenbuch: „Familie Binscham mit Frau". —

Am anderen Morgen, es war noch nicht fünf Uhr, klopfte es: „He! Aufmachen! Die Polizei ist da!"

„So früh schon?" meinte Binscham.

„Aufmachen! Ein wenig flink! Wir möchten Ihre Frau sehen! Die interessiert uns sehr."

„Nimm deine Kleider", sagte Binscham, „und geh in den Kleiderkasten." Er schloß den Schrank ab und ließ den Polizisten herein, der sich umsah und fragte, wo sie sei.

„Sie? Schon lange fort! In aller Frühe schon, weil sie abreisen mußte; mit dem Zug um vier Uhr zwanzig nach München."

Der Schutzmann fragte, ob sie barfuß abgereist sei.

„Warum?"

„Weil ihre Schuhe noch unterm Bett stehen."

„Meinen Sie vielleicht, die hat nur ein Paar Schuhe? Wir haben ja unser Gepäck noch da."

Er zeigte auf einen Pappkarton am Boden.

Der Schutzmann, unerschütterlich, humorlos, eisig ernst, verlangte, er solle einmal den Kleiderschrank öffnen. Da stand die Dame in Hemd und Unterhosen; Binscham, der glaubte, die Ehre der Familie retten und das weibliche Schamgefühl betonen zu müssen, machte ihr Vorwürfe, daß sie noch nicht angezogen war. Er erntete aber kein Verständnis für seine Zartheit.

„Das wird nicht so pressieren!“ sagte sie. „Das ist nicht der Erste und auch nicht der Letzte, der mich im Hemd sieht.“

Sie mußten beide mitgehen. Binscham bekam acht Tage Haft wegen Falschmeldung und weil er weder Geld noch Papiere besaß, das Fräulein, das schon länger gesucht war, sechs Monate Gefängnis wegen Gewerbsunzucht.

II.

Die Wäscherin

Unter den Erlebnissen aus Binschams Jugendzeit ist das mit der Wäscherin eines der gefälligsten. Binscham war damals noch in dem der Jugend normalen Zustande ununterbrochener Verliebtheit und im übrigen, wie es sich von selbst versteht, völlig abgebrannt, arbeits- und obdachlos, und auch mit seinen Gelegenheitsfreunden aus der Landstreichergilde, mit denen er nicht immer gut auszukommen verstand, wieder einmal überworfen und von allen verlassen.

Er überlegte also eines Nachts, wo er sich die Nacht über hinverkriechen könnte; das Spazierengehen im Regen war nicht angenehm. Alle Kirchen waren schon abgesperrt, die nassen Bänke in den windzerrütteten Anlagen wenig verlockend, der Güterbahnhof schwer zugänglich, auf der einen Seite die See, auf der anderen der Kanal, und die Brücke nachtsüber bewacht. Im Stehen in einer Passage, einer Nische, einem vorspringenden Portal zu schlafen, konnte er sich nicht entschließen, der Wind pfiff ekelhaft und in den Durchgängen fegte eisig feuchte Zugluft. Außerdem macht sich der Schutzmann, der die ganze Nacht nichts zu tun hat, ein Vergnügen daraus, einen so verdächtigen Menschen, der nicht einmal einen Fleck zum Schlafen hat, zu verjagen, oder er stellt ein zweckloses, umständliches Verhör an. Da der Hüter der Ordnung ja geschlafen hat und auf seinem Posten auch nichts anderes tut, kann es ihm gleich sein, wenn andere über solchen Unfug ihren Schlaf einbüßen. Er ist nicht einmal immer gewillt, einem die Polizeiwache als Nachtlokal anzubieten. Entweder der Weg dorthin ist ihm zu weit, oder er hat sonst eine Grille im Kopf. Der Delinquent ist dann gezwungen, ihn zu beschimpfen, anzugreifen, ihm das Käppi herunterzuschlagen, damit er ihn mitnimmt, aber dazu war Binscham auch nicht immer aufgelegt.

Selten war es ihm so eindringlich zu Bewußtsein gekommen, wie überflüssig er war, wie er nirgends hingehörte, nirgends etwas verloren oder zu suchen hatte, ein Mensch, der irrtümlicherweise geboren und nur aus Versehen noch am Leben war. Wer ihn gesehen hätte, wie er in sich versunken auf dem Trottoir stand, beide Fäuste in den Hosentaschen vergraben, in seinen vom Regen auf den Leib geklatschten Kleidern noch dürrer und länglicher, als sonst, der hätte diese regungslose Stange nicht für etwas Menschliches gehalten. Ein verspäteter Passant, der vorüberging, erschrak, als dieser Laternenpfahl sich plötzlich bewegte, und wich unwillkürlich in einem deutlichen Bogen aus. Binscham hatte nur seine Hutkrempe niedergebogen, von der das Wasser plätschernd auf den Randstein floß. Den Einfall, sich dem Herrn anzuschließen und ihn um ein Nachtquartier zu bitten, verwarf er als aussichtslos, auch hielt ihn seine sonderbare Abneigung gegen Almosen davon ab.

Um nicht anzufrieren, ging er die Straße hinunter, dem Hafenviertel zu, wo es noch am ehesten, in Lagerschuppen und dergleichen, einen Unterschlupf gibt. Er fand ein Lastboot angekettet, mit einer Leinwandplane überdacht, und ließ sich hinunter. Das Boot war mit Gips- oder Zementsäcken beladen, die etwas hart waren, aber es war trocken, windgeschützt und ruhig. Nur dann und wann klatschten leise Wellen an die Bootswand, wie wenn einer mit nassen Lappen an ein Faß schlägt. Als Binscham erwachte, war es bereits Mittag. Ein Streifen Sonne, in dem der weiße Staub tanzte, schnitt durch einen Spalt in den finsteren Raum. Binscham sah hinaus und schloß geblendet die Augen. Da es sehr still war, glaubte er, es sei Sonntag, weil an Werktagen im Hafen ein Riesenlärm und Betrieb herrscht. Daß das Boot nicht mehr im Hafen sein könnte, ließ er sich nicht träumen. Es glitt auf der See und jetzt hörte er den Mast ächzen und das Wasser an den Seiten langrieseln. Er kroch hinaus. Der Schiffer, überrascht und mürrisch, fragte ihn, wie er auf seinen Kasten komme und

was er da verloren habe. Binscham lachte. „Willst mich vielleicht hinausschmeißen?“ Damit war die Sache erledigt. Der Alte schenkte ihm Tabak und sie rauchten in die blaue Luft hinaus.

Am anderen Morgen deutete der Schiffer über das Wasser: „Siehst du das?“

„Was? — Wo? —“ Endlich entdeckte Binscham einen dünnen, hingehauchten Streifen, eine lichtblaue Erhöhung über der See.

„Ein toter Walfisch!“ sagte der Alte.

Es war die Küste. Gegen Mittag legten sie an und luden die Säcke aus. Einige Tage lang, bis das Boot zurück fuhr, blieb Binscham bei dem Alten und half ihm seine Fische auf den Markt tragen. Während der Marktzeit lungerte er zwischen den Werften, Kanälen und Bootsplätzen.

An einem dieser Vormittage stand er an einer Brücke und sah den Weibern bei der Wäsche zu, die ein unerhörtes Geschnatter vollbrachten, bis sie auf einmal einen eigentümlich monotonen Gesang anstimmten. Dann und wann kam eine der Frauen mit ihrem Wäschekorb auf dem Kopfe die Stufen herauf, ging fort und fiel wieder in den Gesang ein, wenn sie zurückkam. Es war eine ebenso leidenschaftliche als traurige Melodie und obwohl Binscham kein Wort davon verstand, war es für ihn außer allem Zweifel, daß es ein Liebeslied sei. Sein überempfindsames Gemüt versank in den Rausch der Ergriffenheit, der ihn schon beim Anhören einer Drehorgel überfiel. In solchem Zustande, der ihn absonderte und aus der Welt entrückte, war er empfindlich gegen die geringste Störung, ähnlich wie die Schlafwandler, die auch keinen Anruf vertragen. Gerade in diesem Augenblick sagte jemand hinter ihm: „Ist das schön von Ihnen, mir so im Wege zu stehen?“ Binscham, wenig geneigt, sich aus seiner Andacht zu reißen, wollte nichts hören. Da er aber spürte, daß jemand neben ihm stand, sah er sich um. Er verstand nicht sofort, was das Mädchen eigentlich wollte. Der Weg war so breit, daß mehrere Personen ungehindert vorbeigehen konnten. Sie sah ihn stolz, verächtlich, abweisend ernst an. Halb scherzhaft, halb spöttisch, sagte er: „Ich wollte, es würde sich mir etwas so Schönes in den Weg stellen, wie Sie.“ Er bereute die dumme Phrase. Wenn das Weib ihn abfahren ließ, war er selbst schuld daran, hatte ihm mit seiner voreiligen Huldigung die beste Gelegenheit dazu gegeben. Sie betrachtete nachdenklich seine zerlumpten Hosen und Binscham besann sich auf eine schlagfertige Entgegnung.

„Sie sind ein Fremder“ sagte sie. „Ich habe sagen hören, euer Land sei schöner, als unseres.“

„Mein Land“ sagte Binscham, „habe ich vergessen. Es war mir zu eng.“

„Und woran denken Sie jetzt?“

„Jetzt?“ Er sah ihr lachend in die Augen. Das weißt du doch! — dachte er und sie lachte — ich weiß es! „Ich dachte an diese Blumen“ sagte er.

„Die möchten Sie haben!“

Sie langte in ihr schwarzes Haar, wobei sich ihre Brüste wie zwei Melonen unter dem Kleid in die Höhe schoben, gab ihm die Blumen und sah zu Boden. Sie hatten sich schon zu viel gestanden, es war nichts mehr zu sagen. Sie konnten jetzt von der Wäsche reden, von Marktpreisen oder vom Wetter, sie waren gewiß, mit jedem Wort Glückseligkeit zu atmen.

Nur um etwas zu sagen, dankte Binscham für die Blumen. „Die Geizigen sind nicht nicht schön“ sagte er, „die Schönen nicht geizig. Das Herz ist freigebig und glücklich im Verlieren; es zögert nur aus Scham.“

„Wie lange wird es dauern — — —?“ sagte sie und sah ihm mit einem Seufzer in die Augen.

Sie mußten sich voneinander abwenden, um sich nicht in die Arme zu sinken. Zwei Flammen, die zusammen ein zu übermächtiges Feuer geben, mieden sie sich, obwohl nichts in ihnen war außer dem Wunsch, in dieser Glut unterzugehen. Sie sagten nicht: wann sehen wir uns wieder? — sondern: wir müssen uns trennen. — Sie ging hinunter, er blieb allein und sann diesem Traum nach.

Der Schiffer kam vom Markt zurück, packte Binscham an der Schulter und rüttelte ihn wach.

„Heiß ists, heiß!“ sagte er. „Ich bin unterm Gehen eingeschlafen. Wer hätte das geglaubt! So spät im November noch ein so heißer Tag! Es wird bald vorbei sein mit der Herrlichkeit.“

„Ich fürchte auch“ meinte Binscham.

„Geh zu, wir trinken einen Schluck!“

In der Kneipe sagte Binscham, er hätte seinen Hut auf der Brücke vergessen und ging fort.

Er fand niemanden mehr am Wasser, außer der, die er suchte. Sie saß auf der Treppe, das Kinn in die Hand gestützt, und hörte ihn nicht. Er berührte sie und rief einen Glanz auf ihrem Gesicht wach, der ihn blendete. An ihrer Wange hingen Tropfen. Sie sagte, sie sei bespritzt vom Waschen —

Bis er in die Kneipe zurückkam, trank der Schiffer unter dem Vorwand, auf ihn zu warten, mehr, als für den Durst nötig war. Er zeigte Binscham den Hut, der am Boden lag, und lachte ihn aus.

„Die Hitze hat dich toll gemacht, alter Freund!" schrie er und schlug sein Glas vom Tisch.

„Ja, sie sitzt so tief, daß sie niemehr herausgehen wird" sagte Binscham.

„Die Hitze oder die Tollheit?"

„Beide."

Am anderen Morgen fuhren sie zurück. Das Wetter war umgeschlagen, kalt und stürmisch, der Regen prasselte herunter, als wollte er das Meer selbst ersäufen. Und Binscham, durchnäßt und frierend, stand wieder auf dem alten Fleck.

Der Bürger und der Kommunist

Ein Dialog

Von Armin T. Wegner

(Zerfetztes Häuserviertel. Reste einer Barrikade, Rollen von Zeitungspapier. Aus einer umgestürzten Laterne bläst eine Stichflamme. Blutlachen auf dem Pflaster.)

Der Bürger: Siehst du es nun ein?

Der Kommunist (schweigt mit abgekehrtem Gesicht).

Der Bürger: Siehst du es nun ein, daß Euer Beginnen nichts war als ein sinnloses Verbrechen, um einer Horde von Plünderern und Dieben mit Gewalt die Herrschaft über das Volk zu sichern? Die Wirtschaft und das Glück aller zu zerstören, die Freiheit durch eine blutige Sklaverei zu ersetzen und das Land in Armut und Elend . . . . .

Der Kommunist: Es widert mich an, diese Worte aus dem Munde von Menschen zu vernehmen, die vier Jahre bis zum Gürtel durch Blut geschritten sind. Eure Kleider, Eure Seelen sind schwarz davon. Vier Jahre habt Ihr Euch an unserm Elend gemästet, die Felder und Städte Belgiens, Frankreichs, Italiens, Rußlands verwüstet, den Namen Gottes gelästert. Zu feige, Euch in Gefahren zu stürzen, habt Ihr uns in den Tod gesandt. Für uns die Schmerzen und für Euch das Vergnügen! Nicht genug, daß Ihr Euch selber für alle Zeiten verworfen habt, ließet Ihr uns im Namen des Volkes die unerhörtesten Verbrechen begehen, und als wir uns dagegen empörten, da zeigt Ihr auf die Leichen derer, die sich weigerten, länger das Werkzeug Eurer ruchlosen Taten zu sein, und die Ihr selber erschlagen habt!

Der Bürger: Du drehst die Welt um. Wir haben weder Städte zerstört noch Menschen gemordet. Wir haben unser Land verteidigt. Wir taten es für unsere und Eure Kinder. Wenige Monate noch, und wir hätten den Krieg gewonnen, das Werk vollendet, das uns allen Ruhe, Glück und Reichtum brachte. Ihr aber seid uns in den Rücken gefallen. Statt Geduld zu üben, habt Ihr das Volk aufgehetzt, aus seinem Hunger, seiner Armut eine Revolution gemacht, die den Feind in das Land rief und uns alle ins Verderben stürzte.

Der Kommunist: Als ob man dem Vulkan gebieten könnte, daß er ausbricht! Die furchtbare Not, das tiefe, unsagbare Leid der Masse, die Millionen der Toten, die Zerrissenheit der Familien, denen der Vater, der Sohn, der Bruder, die Mutter genommen wurde, das ganze unendliche Elend des Krieges, das die völlig Hilflosen dazu treiben mußte, sich selbst zu erlösen, das alles rechnest du nicht. So lange die Welt atmet, wicht Ihr vor keiner Gewalttat zurück; wenn aber Eure Knechte sich befreien, ruft Ihr: „Das ist der Schrecken!" Wir drehen die Welt um? Ja, wir wollen sie wieder auf ihre Füße stellen, da sie seit zwei Jahrtausenden auf dem Kopfe steht!

Der Bürger: Haben sich nicht aber die Menschen in diesem Zustande sehr glücklich gefühlt? Hatten wir nicht machtvolle Städte, fruchtbare Saaten? Waren nicht alle Fabriken, Kontore, Kauf-

häuser von dem Dröhnen fröhlicher Tätigkeit erfüllt, und fühlte sich nicht auch der einfachste Arbeiter noch satt und zufrieden?

Der Kommunist: Wenn ich dich recht verstehe, wünschst du dir, daß die Welt dorthin zurückkehren möchte, wo sie vor dem Kriege stand.

Der Bürger: Das tue ich allerdings.

Der Kommunist: So wirst du auch niemals begreifen, in welchem traurigen Irrtum du dich befindest. Daß jenen Zustand zurückrufen, auch alles das zurückrufen heißt, was aus ihm folgte: Neue Kriege, neue Metzeleien, Hungersnöte und Revolutionen, immer wieder bis an der Welt Ende. Und das war dir ein Glück, jenes Kaiserreich von einem tollen Fieber der Genußsucht durchzittert, jene unerbittliche Jagd nach dem Reichtum, der prahlerische Luxus, die sinnlose Ausbeutung des Menschen durch den Menschen — das alles soll wiederkehren?

Der Bürger: Nennst du es Ausbeutung, wenn der Fleißige den gerechten Lohn für seine Arbeit erhält?

Der Kommunist: Es gibt keinen gerechten Lohn; denn es ist unwürdig für den Menschen, seine Arbeitskraft wie eine gefühllose Ware zu verkaufen. Wer seine Hände, sein Gehirn für Gold feilhält, ist nicht besser als jede Dirne, die ihren Leib auf die Straße trägt.

Der Bürger: Aber welches ist denn das Ziel, das du erstrebst?

Der Kommunist: Wir wollen die Menschheit in das Paradies zurückführen, aus dem Ihr sie vertrieben habt.

Der Bürger (spöttisch): Und wie stellst du es dir vor, dieses — dein Paradies?

Der Kommunist (mit geschlossenen Augen): Ich will es dir sagen. Ich will es dir sagen, ohne das Lächeln zu bemerken, mit dem du mich verachtest. Ich sehe es deutlich vor mir. Der Weg ist einfach und klar. Da die Erde allen Menschen gehört, wird sie denen genommen, die sie mit Gewalt und List an sich gerissen haben. Alles Eigentum an Grund und Boden wird aufgehoben. Alle Waldungen, Gewässer, Fabriken, Werke, Gruben und Eisenbahnen gehören der Gemeinschaft. Alle Anleihen werden vernichtet, die Banken geschlossen, die Klassen der Gesellschaft beseitigt. Es gibt keinen Unterschied mehr zwischen reich und arm. Denn welches Verbrechen beging der Mensch in dem Augenblick, da er geboren wurde, daß er nicht teilhaben soll an allem, was die Erde ihm zuspricht? Holz, Kohlen, Eisen, Erze, Korn, Weine, wuchsen sie, daß er darbt, friert, hungert und ohne Obdach ist? Wer darf uns hindern zu verwalten, was das Schicksal uns schenkte? Allen werktätigen Menschen wird in Zukunft die Erde gehören, und nur solche noch wird es geben. Der gesamte Boden wird den Gemeinden zugemessen. Wir werden Felder haben, die für die Leitung der Gemeinschaft, Felder, die für das Volk bepflanzt werden. Ein Teil des Ertrages wird den Handwerkern, Fabrikarbeitern, Beamten und Denkern bestimmt, den Kranken und Alternden. Nur eine Steuer noch wird es geben, die Abgaben jener, die das Land bebauen. Es wird die Pflicht aller Besitzenden sein, teilzunehmen an dieser Arbeit, wie es das Recht der Ausgebeuteten ist, mit zu genießen an ihrem Glück. Jeder arbeitet nach seinen Fähigkeiten, und jeder empfängt, was sein Bedürfnis verlangt. Die Grenzen der Staaten werden ausgelöscht, die Heere entlassen, alle Waffen vernichtet. Es wird keine Gewalt mehr geben, es sei denn die Gewalt der Liebe. Die Kirche vom Staate getrennt, die Schulen geschlossen, die Scharen der Kinder aus der Tyrannei ihrer Eltern und Lehrer hinausgeführt, um es unter den Augen der Natur zu lernen, in der Freundschaft wahrhaft gütiger Menschen sich selbst zu entfalten. Offene Häuser, von duftschweren Gärten umrankt, werden sich über das Land breiten, dessen große Städte einem verlassenen Steinbruch gleichen, aus dem die Menschen zurückkehrten an die Brust der Erde. O, ich höre die Fanfare der Zukunft in meinem Herzen! Ich sehe es deutlich vor mir. Einmal werden wir den unendlichen Gedanken herabführen in die endliche Welt.

Der Bürger (ausbrechend): Das ist Wahnsinn! Dieser Staat ist ein Unding!

Der Kommunist: Er ist die Forderung der höchsten Vernunft!

Der Bürger: Aber Ihr wollt das Eigentum abschaffen. Das widerspricht der menschlichen Natur.

Der Kommunist: Das Eigentum ist abgeschafft. Sieh die Erde an und zähle die Namen derer, die Reichtum haben, und schaue auf die Masse der Millionen, die in Elend und Armut darben. Wo gibt es noch Eigentum? Versenke deinen Blick in die Natur, das Tier ist vernünftiger. Ihm

wurden Sonne, Luft, Wasser, Früchte, und ein Lager zu schlafen, und es frägt nicht nach dem Besitz. Wir wollen das Eigentum aller begründen — dahin führte uns der qualvolle Hunger! Freust du dich nicht des offenen Gartens, in dem du spazieren gehst? Wem gehören die Blüten, das Bild an der Wand, die Dichtung in den Büchern, dem, der sie bezahlte oder der sie mit rechten Augen ansieht? Während du dich an deinem armseligen gestohlenen Fünkchen wärmst, bist du vielleicht selbst nur ein Ausgebeuteter. Denke an deine schlaflosen Nächte, die ständige Sorge um den Verlust. Würde es nicht auch für dich einen Gewinn bedeuten, von der ewigen Qual des Besitzes erlöst zu sein?

Der Bürger: Aber es hat niemals ein Volk gelebt, das ohne Eigentum war, wenn du auch alle Güter der Erde teiltest, würden die Fleißigen nicht wieder ihr Geld sparen, während die Leichtsinnigen es zerstreuen?

Der Kommunist: Du sprichst von Geld. Wie wenig begreifst du mich. Es wird kein Geld mehr geben! Die Erbschaft ist aufgehoben, Börsen und Banken sind nicht mehr. Und da es kein Geld, kein Vermögen gibt, wird es auch keine Zinsen mehr geben. Warum sollten die Menschen sparen, was ihnen kraft ihres Lebens zuwächst? Auch die Inkas kannten in ihrem Lande nur gemeinsames Gut. Sie waren das glücklichste Volk der Erde, ehe Eure Söldner in ihre Grenzen einbrachen. Hatten sie nicht selbst den Dieb noch straflos gelassen, ihm Haus und Güter geschenkt, daß er keinen Grund mehr habe zu stehlen?

Der Bürger: Und du glaubst, daß es in einem solchen Lande überhaupt noch Menschen geben wird, welche arbeiten? Was stieß sie in unermüdlichem Wetteifer vorwärts? Aus welchem Grunde wurden diese Städte gebaut, diese Klöster und Kirchen, diese Denkmäler und Kunstschätze, Teppiche und kostbaren Möbel, wenn nicht aus dem Wunsche sich zu bereichern? Eigentum, Bildung und persönliche Würde werden aussterben. Die tausend bunten Dinge, die deinen Alltag umgeben, und an denen gerade du deine Freude hast. Werden nicht die Fleißigen den Faulen gleichen, die Gesellschaft eine Horde von Dieben und Totschlägern sein, wenn der Untätige die gleiche Belohnung erhält wie der Arbeitsame? Eure Forderung ist ein Verbrechen!

Der Kommunist: Es wird keine Untätigen mehr geben, es sei denn Kranke und Greise. Der nackte Nutzen verbindet die Menschen nicht miteinander. Gerade dieser Trieb ist es gewesen, der sie so tief in die Hölle des Unglücks gestürzt hat, um dessentwillen sie sich in grausamen Kriegen zerfleischten. Wir aber wenden uns nicht an die Selbstsucht der Menschen, sondern an ihre bessere Einsicht. Vielleicht werden sie dann weniger arbeiten — aber bedeutet das nicht im Grunde ein Glück? Nicht die Masse der äußeren Güter zeigt uns die Vollendung der Erde.

Der Bürger: Aber wofür sollten die Menschen tätig sein, wenn ihnen als Entgelt nichts bleibt als Eure billige Güte!

Der Kommunist: Und Ruhm, Ehre, Liebe zur Arbeit, die Freude an dem sich vollendenden Werk rechnest du nicht? Wurden nicht die höchsten Taten der Menschheit, Dichtungen, Opfer aus dem selbstlosen Triebe der schöpferischen Lust gezeugt? O tiefe Musik des Einklangs! Werden sie die Welt nicht höher steigen lassen als Eure kalte Habsucht? Die Menschen werden es lernen, eine Handlung um ihrer selbst willen zu üben, der Arzt den Kranken heilen statt seinen Reichtum zu pflegen, der Richter das Recht lieben statt seines Gehaltes. Ihr habt die Ordnung der Erde auf die Habgier gestellt, wir aber wollen sie wieder auf die Liebe gründen — und Ihr werft uns das als Verbrechen vor?

Der Bürger: Begnügt Ihr Euch denn dabei! Ihr wollt, daß auch die Liebe frei ist. Ihr fordert die Gemeinschaft der Frauen.

Der Kommunist: Wie deine Furcht mich lächeln macht, Bürger! Das also ist deine letzte Sorge! Wenn man dir Haus, Hof, Wälder, Vermögen genommen hat, dann wird man dir auch die letzte Quelle des Behagens entreißen? Dann zittert Ihr, daß die Frauen, die Ihr zu Euren Sklavinnen machtet, die Ihr wie ein Stück Vieh verkauft habt, Euch entlaufen könnten zu denen, die sie besser zu lieben verstehen als Ihr. Eure Gesetze haben Euch nicht gehindert, ihren Leib zu teilen. Wir aber wollen, daß der Mensch wieder sich selbst gehört. So soll auch die Frau allein über ihre Neigung bestimmen, ungehindert durch die Gebote des Mannes, auch in der Ehe; hingebend, arbeitend, führend mitzuwirken an der Gemeinschaft. Liebe ist niemals frei. Sie allein fühlt sich gebunden, opfert mit Freuden, wandelt in Demut.

Der Bürger: Aber die Menschen sind keine Engel. Und wie gut müßten sie sein, um in einer Gemeinschaft leben zu können, wie du sie schilderst!

Der Kommunist: So entschuldigst du deine Schwäche mit der Schwäche der anderen? Hälst du es für dein Recht zu stehlen, weil es Diebe gibt? Ich könnte vergessen, daß du die Welt mit Unglück gestraft hast, aber deine Gleichgültigkeit werde ich dir niemals verzeihen.

Der Bürger: Wie langweilig wäre es, wenn alle Menschen aus Edelmut handeln würden.

Der Kommunist: So ist dir das Unglück der Erde nichts als ein reizvolles Schauspiel? Zwanzig Weltkriege zum Zeitvertreib! Zehn Revolutionen, dreihundert Millionen Tote, so lange du mit sattem Bauch von deinem Lager ihrem ergötzlichen Sterben zusiehst!

Der Bürger: Ich frage dich nur eins: so nenne mir die Mittel, mit denen du deinen Traum verwirklichen willst.

Der Kommunist: Du forschest nach dem Wege, um der Notwendigkeit zu entgehen, die Unbedingtheit des Zieles zu begreifen. Du fragst mich nach der Fassade und der Zahl der Fenster, um nicht einzusehen, daß das Haus überhaupt gebaut werden muß. Hier ist die Axe. Wenn die Menschen einmal erfaßt haben, daß die Welt unerträglich ist, in der sie leben, — würden sie dann nicht tausend Mittel finden, sie zu verändern?

Der Bürger: Du kannst sie mir nicht nennen, weil keine da sind. Nicht Liebe, sondern Kampf ist das Wesen der Welt. Darum wird es auch immer Kriege geben.

Der Kommunist: Gewalt und Mord! So bläst du noch einmal in deine alte Schalmei. Kampf! Kampf! Wer liebte ihn, wenn nicht ich! Ist nicht jedes Wort aus meinem Munde ein Schlachtruf? Auch wir wollen den ewigen Krieg, aber wir fechten ihn nicht mit Euren Waffen. Schreiten wir nicht einer unendlichen Entwicklung zu? Wieviel Jahrhunderte vergingen, seit noch der Bruder den Bruder auf dem Felde um seinen Acker erschlug? Packt nicht der Tiger mit fletschenden Zähnen sein Weibchen am Nacken, und trägt der Mensch den Menschen mit sanften Armen auf das liebende Lager? In immer milderen Formen werden wir einander begegnen. Ist nicht das Weib stets männlicher geworden, der Mann stets weiblicher? Einmal vielleicht werden sie einander so ähnlich sein, daß das Verlangen in ihnen erlischt und das Leben sich selber aufhebt, daß sie eingehen in den ewigen Schoß des Vergessens.

Der Bürger: Utopist!

Der Kommunist: Du nimmst es als ein Scheltwort, ich aber bin stolz darauf. Ich dachte, daß es nichts Edleres auf der Welt gäbe, als Utopist zu sein. Ist nicht die Utopie von gestern die Wahrheit von morgen?

Der Bürger: Aber Ihr seid blind für die Nöte des Augenblicks.

Der Kommunist: Weil wir für das Ewige leben! . . .

(Aus der Ferne klingt die Musik einziehender Regimenter, unterbrochen von den Zurufen des Volkes. Er horcht auf.)

Der Kommunist: Da kommen sie wieder. Wie furchtbar! Ihre grausame Schlachtmusik zerreißt mir das Herz. Und das Volk jauchzt ihnen zu!

Der Bürger: Willig kehrt es sogar an seine Arbeit zurück. Ihr Geistigen nur habt es in das Elend getrieben. Eure Gedanken haben mehr Unglück über die Erde gebracht als alle Könige und Heerführer des Krieges. Die ehrliche Kugel eines Soldaten verdient Ihr nicht. An die Laterne mit Euch — das wäre die beste Lösung!

Der Kommunist: Deine Worte wundern mich nicht. Die Güte mit Gewalt zu erschlagen, ist stets Eure Uebung gewesen. Du predigst den Mord, ich verfluche ihn — vielleicht sollten wir einander lieben, aber muß ich dich nicht hassen, da du so sinnlos die Hand zurückstößt, die dir begegnen wollte?

Der Bürger (im Fortgehen): Armer Narr!

Der Kommunist (allein): Armer Bruder!

Liebe

Von Hans Schweikart

1.

Der Lehrling bedient das Mädchen. Sie begegnen sich ohne Teilnahme. Die Sonne geht unter, der Lehrling schläft und träumt:

Sie halten sich unter weichen Bäumen. Er ist unaussprechlich traurig, sie küßt seine Stirne und beide weinen. Ihr Haar, kurz abgeschnitten, umgibt zart ihre frauliche Wange. Die Augen (er kennt sie nur in gleichgültiger Noblesse) blühen süßeste Güte. Er gleitet aufgelöst an erhabene Weiblichkeit, die legt sich weich an ihn.

Er erwacht schluchzend und voll tiefen Dankes. Springt im Mondlicht durch die Kammer, sucht ihren bunten Namen und tauft ihn mit seinen herzlichen Tränen.

Am Morgen betritt sie den Laden. Sein Gesicht zittert, unwahrscheinlich blaß. Sie spürt befremdet seine Gegenwart. Demütig öffnet er die Tür, tief über ihre Spur gestreckt.

Zwei schräge Locken verzerrten sein Gesicht: ein hungriger Rhombus beanspruchte eine gewisse Aufmerksamkeit.

Die sie ihm zunächst widerwillig verweigern wollte. Im Laufe der Wochen berührte es sie schließlich, im Fieber seiner Finger, die ihr Waren einpackten. Sie sah ihn strenger an, doch fühlte er erschüttert eine Veränderung in ihrer Stellung.

Seine Verzweiflung wich einer brausenden Scham, und inmitten eines glühenden Abendhimmels sprach der Lehrling das Mädchen im Park an. Nach lockerer Spielerei lud sie ihn für morgen abend zu sich.

In dieser Nacht wurde seine Kammer zum himmlischen Raum. Er schwang sich zwischen den Sternen, rang mutwillig mit Gott und sang aus törichtem Herzen. Er hing bis zum Morgen inbrünstig am Fenster, die Sonne erwartend, deren Niedergang ihm die seligste Erfüllung bringen sollte.

Doch vor Tag entschlief er und träumte: er vergaß die drei Wochen, sah sie in den Laden treten, kalt und sachlich ihre Wünsche äußern und, mit ungerechtem Stolze seinen Gruß kaum erwidernd, den Raum verlassen. Er sah sie teilnehmen an den Gesprächen der anderen über Herrschaft, Kleider und Lebensmittel und sah sie Gesichter schneiden einer übertrieben gelassenen Gewöhnlichkeit. Er erwachte, in einem ungeheuren Schmerz erstarrt, fand betroffen die erhobene Sonne, ohne sie zu begreifen.

Stand matt im Laden, kaum gequält von den gleichen Gesten aller Leute. Es wurde Abend, er schlich seiner Verpflichtung nach, bis er an der dunklen Türe klopfte.

Sehr leise lachte sie ihn herein, er stand rettungslos in der Dämmerung, unaussprechliche Worte im Busen. Ein süßer Duft erfüllte den Raum. Der empfindsame Lehrling faltete die Hände, sie schloß Fenster und Tür, sie kicherte sich weich um ihn herum. Erwartung hing lautlos über ihnen, da ballte er weinend die Fäuste, und als sie mit gelöstem Mieder warm auf ihn sinken wollte, stieß er sie voll Abscheu zu Boden.

2.

Als die kleine Schneiderin die Stiege hinaufging, rutschte sie aus und verstauchte sich den Fuß. Der Student kam dazu, sagte: „hoppla!" und führte sie in sein Zimmer. Da er merkte, daß sie einer Ohnmacht nahe war, setzte er sie in einen Lehnstuhl und goß ihr Wein ein. Sie machte schüchterne Versuche, seine Hilfe abzulehnen, ließ aber alles geschehen, aus Schwäche und aus Furcht, ihn zu verletzen.

Er sah sie an und dachte: „Was für ein häßliches Mädchen! Was für komische Augen!"

Sie sah ihn an und dachte garnichts, denn sie begann ihn zu lieben.

Nach einer Weile konnte sie aufstehen und in ihr Zimmer humpeln, zwei Stockwerke höher, unter dem Dach. Sie entzog sich seiner Begleitung, er blieb in Gedanken zurück: „Welch magerer und verschlossener Körper; sie blüht nach innen. Armes Mädchen! Was hat es von seinem Leben?"

Oben saß das Mädchen in seinem Leben und wußte nicht, ob es lachen oder weinen sollte. Es entschloß sich für das Letzte, so gut es ging, und legte den Kopf auf seine Nähmaschine. Als es schließlich dachte: was nützt es zu weinen, wurde an die Tür geklopft. Da er es sein mußte, konnte sie nicht herein sagen. Er öffnete vorsichtig die Tür und rief: „Hallo, kleine Frau! Sind Sie da? Ich sehe ja gar nichts."

„Ich werde Licht machen!" lispelte sie, dachte nicht an ihren Fuß und sprang auf. Mit einem kleinen Schrei mußte sie zurücksinken.

„Man soll sich nicht vergessen, kleine Frau!" sagte der Student und lachte sehr lange.

„Ich habe Ihnen nämlich die Flasche Wein mitgebracht. Wollen wir sie nicht zu Ende trinken? Es ist hübsch, im Dunkeln zu sitzen."

Sie saßen zusammen. Draußen unten bewegte sich die Stadt mit trüben Lichtern, es regnete etwas, die Dächer waren naß und der Wind ging befangen um die Ecken. Ueber den Hof lief jemand, bis die Tür schlug.

Was sollten die beiden dazu sagen? Sie ließen es geschehen.

Schließlich war die Flasche leer. Der Student gähnte, stand auf und sagte: „Ich muß in die Stadt."

Er ging zur Tür und dachte: „Welch beunruhigende Stille." Er kam zurück und sagte: „Fehlt Ihnen was?"

Das hätte er nicht tun sollen. Sie neigte tief ihr Haupt. Er nahm ihre Hand, wartete und fand plötzlich seinen Mund auf ihrem zitternden Haar. Erschrocken und ärgerlich bewegt stammelte er: „Haben Sie denn Schmerzen?"

Sie senkte die Achseln und sagte: „Sie müssen gehen."

In später Nacht kam er mit einer Hure wieder. Die Näherin fühlte ihr Herz zusammenschrumpfen. Sie fand sich wert, geliebt zu werden, und sie begriff ihr Leben nicht. Sie suchte in allen Tagen und fand nichts mehr vor: Mutter, Ball, Kahnpartie und der Mann aus dem Kinodrama. Sie schlug wild um sich: es gab nichts mehr. Sie tobte, um einzusehen: man kann nichts tun, sich Liebe zu gewinnen. Sie wußte, daß sie recht hatte, aber sie war zu schwach, um nicht daraus auf Unrecht der anderen schließen zu müssen. Sie dachte: ich lebe in der Welt, sie verstehen das nicht. Leid stand auf, ein Wort, so groß wie Gott. Sie sank zusammen, wehrlos, wimmernd, überströmt. Sie lag in den vergeblichen Gebeten der Menschen, unfaßbar verarmt, verzweifelt hochmütig. Ihr Herz pochte laut durch die Nacht. Mußte er es nicht hören?

Er hörte es nicht. Der Morgen kam, sie ging an seiner Tür vorbeit zu ihrer Arbeitsstätte, müde von vielem Unglück.

Der Student machte ein Drama. Sie fiel ihm zufällig ein. Er fühlte sich ungewiß bewegt, bis er schreiben konnte:

„Ich küsse dein reines schuldloses Herz, ich empfange deine Tränen. Machtlos sind wir über den andern, im Guten wie im Bösen. Wir können nur sagen: „Ich weiß um dich. Wir können nichts als uns kennen."

Am Abend konnte sie nicht nach Hause gehen. Schloß sich ängstlich einer Kollegin an, die vorschlug, in den Anlagen spazieren zu gehen. Sie saßen lange auf einer Bank.

Das Mädchen hörte dem Geplauder der anderen zu, bemüht, sich zurückzuverwandeln. Ihr Herz hing voll Furcht, sie durfte nicht aufblicken.

Sie spürte die andere neben sich: Zwischen Arbeit und Schlaf schafft sie sich karge Freude. Sie zankt sich über ihre Sehnsucht bis zum Neid. Sie findet sich häßlich, so will sie nicht anders sein. Sie weiß sich besser, doch lebt sie böse. Sie ist eigensinnig und voller Mißtrauen gegen das Glück. Die kleine Näherin wußte nicht: war es auch ihr Leben? Da sagte die andere: „Sieh mal die Pär-

chen. Wie dick die ist, der hat krumme Beine, die hat einen Zwicker, der riecht sicher aus dem Mund. Und der ist roh, er schlägt die Frau, aber sie liebt ihn. Ist die dumm!“ Da hörte die Kleine: „Ist die dumm!“ Da ging es auf, es geschah ein Wunder. Vielleicht war es das, worauf sie immer gewartet hatte.

Erst saß sie unbeweglich in ihr tiefes Herz versunken, dann mußte sie sich erheben, sie sagte mit schwankender Stimme: „Die ist garnicht so dumm!“, lächelte und schluckte süße Tränen. Sie sprang durch den Sturm, um die vielen Leute im Dunkel anzureden, mit tiefem Atem, ungeduldig neuer Weisheit voll; flog in den großen Park hinein, rief vieles durcheinander, und immer wieder: es sei ja garnicht so wichtig, was sich zwischen Menschen begibt, nur wie Gleichnis für das, was im Menschen geht. Sie sprach von der Gefährlichkeit der leichten Liebkosungen, von der Last der Liebe, die man empfängt, und vom Wert der Liebe zu sich, die man erringen kann. Ob ihr niemand zuhörte, sie fühlte sich bedankt, plötzlich schüchtern, lief sie davon.

Strich den Saum der Stadt entlang, wo Felder sich in weitem Bogen dunkel schwangen — sie fühlte die Bäume, Sterne, Menschenhäuser. Wie fühlte sie den unfaßbaren Reichtum des einsamsten Herzens. Wie fühlte sie sich, unabhängig, stolzeste Demut, unzerstörbar inmitten der Schöpfung.

Und dachte: „Hat mir doch niemand Unrecht getan. Denn wen hätte ich zu Recht verpflichtet?“ Dann blieb sie stehn, wie ein Gesang: „Ich bin ja nicht nur ich.

Ich bin ja auch du und fühle dein Glück und dein Weh mit deiner Geliebten.

Sieh, nun gehe ich gläubig durch die dunkle Welt; und sie trägt überall deinen Namen.“

Ihr Mund lachte manchmal, warum nicht, sie weinte Tränen; es waren nicht die ihrigen, und was gingen sie ihre Taten an, ihre Sprache und ihr Gesicht.

Sie wandte sich aufwärts, wehte dem Regen entgegen, schmerzvolle Seligkeit der unberührbaren Liebe. Sie war eine Jungfrau, der Himmel bog sich über ihrem Herzen, sie fühlte das Geheimnis der Gottesmutter. Ihr Leben war da, sie hielt es in erhobenen Händen.

Er lag über die Treppe gestreckt, sinnlos betrunken. Sie sah auf ihn nieder und dachte: „Er ist klein und dick, er hat krumme Beine und einen Zwicker, er riecht aus dem Mund und er ist roh!“ Sie stieß einen tiefen Laut aus, fast Jauchzen: Zärtlichkeit und Ueberwindung. Davon erwachte er, starrte sie verglast an und brüllte:

„Sein Sie mir nicht so sympathisch. Ich brauch Sie nicht!“

Leicht, lächelnd schritt sie die Treppe hinauf. Sie sagte: „Ich liebe Sie. Lassen Sie mich in Ruhe.“

3.

Ein Mann verlor sein Herz. Er war fröhlich durch die Welt gelaufen, hatte es mutwillig in den Himmel geworfen und lachend wieder aufgefangen. Eine Weile schritt er in Gedanken, bis er sehr erschrak. Erst wußte er nicht warum, dann spürte er: sein Herz war verschwunden. Er lief zurück, sah auf den Weg, bog die Büsche auseinander, weinte und wehklagte.

Welch unbegreiflicher Leichtsinn, sagte er. Ich habe mein Herz fortgeworfen, ohne daran zu denken, wie ich es wieder finden soll.

Er fragte alle Menschen: Habt ihr nicht mein Herz gesehen? Ein buntes Mädchen kam den Weg. Sie lachte und sagte: „Ich habe viele Herzen, willst du eins kaufen?“

Er probierte alle aus, große und kleine, heiße und kalte. Aber keines war das rechte.

Er setzte Belohnungen aus. Er ließ dem Dieb seine Verzeihung zusichern und alle Schätze der Erde dazu. Es half alles nichts.

Aber an jenem Abend standen die Menschen still, sahen zum Himmel und sagten: „Seht nur, welch neuer Stern ist uns erschienen! Ist er nicht schöner als alle anderen? Wir sind glücklich über den schönen neuen Stern.“

Und die Freunde sprachen zu dem Mann ohne Herz: „Sieh nur in den neuen Stern, da wirst du dich erheitern. Alle Menschen, die ihn sehen, werden nachdenklich und gut.“

Der Mann wandte sich zum Himmel und erblickte den Stern; da sprang er auf und schrie mit lauter Stimme: „Mein Herz! Da ist mein Herz! Mein Herz schwebt zwischen den Sternen und leuchtet wie ihrer einer. Ich warf es zu hoch, nun will es nicht zurück in meine Brust. Gebt mir mein Herz! Komm doch, komm zu mir, mein liebes Herz!"

Aber niemand hatte sein Rufen gehört. Denn alle saßen den Blick zum Himmel erhoben und die Hände gefaltet, besser als sie vordem waren, in der Frömmigkeit eines neuen Lichtes.

Als der Mann das sah, verstummte er.

An Gott

Von Curt Corrinth

Ein Sucher spricht:

Hinangerast durch tausend wüste Kämpferstunden,
höher über höchste Zackewolken empor zu dir,
Verfluchter,
wo,
wo birgt sich dein mystisches Haupt vor meinem Raffblick?
Zerstörte Jahre heulten kreischend deinen Namen
in meinem tobenden Herzen;
stolperfüßig, zurückgeworfen, ewig doch tretend, bahnknetend,
meiner heißen Gedanken dampfendes Stampfen wuchtete dir entgegen,
Qualsender, Schmerzschmied.
Abendwald, Nachtmeer, Morgenwiese, Mittagsberg —
ich hab sie durchwankt, übersegelt, durchwallt, jachend erklettert,
dich zu finden,
Hammer kreisen heißen in harter Faust,
dich zu zertrümern.
Warum, Höhnender, täuschst du mir Glaubenspfade
listig von neuem stets durch irdisches Labyrinth,
wenn deine Feigheit dennoch kein Ziel gönnt meiner irren Fahrt?
Traum der lichten Jakobsleiter, breite die Sprossen: hinan!
Schrei meiner versklavten Sehnsucht: stürme die mystische Gralsburg!
Hallali, meines Hirns keuchend blaffende Spürhunde,
Gedankenrüden, taumelnd die endlose Jagd vom Morgen ewig zur Abendenttäuschung:
stellt, verbellt allzu schnellfüßig Wild!
Empor durch Wut, Qual, Verrat und Entsetzen, o mein Herz,
zur donnernden Enthüllung!
Hier! du! —:
meine Finger schon krallen den Schleiersaum!

Eines Lebens glühende Hoffnung und Erfüllung:
dich einst ergieren! dich veratmend erkennen!
. . . Liebe? . . .
ha — dich berauscht überwinden! gekrönt von begnadendem Tod dann
jauchzend dich Popanz verlachen!!!

Empor noch einmal!!!
. . . schon dampft der schaurige Steg . . .
Voreinst aber — du sanfter Kindtraum.
Du Allbesitz. O Zweifelsferne.
So weiß und still.
— Weh!

Mein Gott! — — mein Gott!!!
warum hast du mich verlassen . . .

Michailow

Von Rolf Reißmann

Wer einmal das Gesicht dieses Geigers sah, wenn er spielte, ganz vermählt seiner Geige wie einem Lebendigen, — trägt es mit sich fort in sein Leben und behält es. Dieses bleiche Gesicht, von zähem Willen geformt und unaufhörlichem Leiden, ist klar und rein. Begegnete man ihm auf der Straße, man würde nicht den Musiker vermuten; und viel Fremdes, Unerlöstes, Hartes und sehr Verschlossenes umgrenzt das Antlitz hart und groß. Aber es schrie nur nach der Geige: und nun finden alle seine Linien Erklärung und Vollendung: es gibt sich hin, springt auf, schmilzt, lebt und strömt sich aus in die Saiten in einem großen Ernste. O wie hebt sich der Körper grenzenlos und gespannt der Geige zu, wie atmen Haupt und Instrument Hauch und Leben ineinander!

Wer einmal den Ton dieser Musik hörte, wird schmerzlich in jeder andern jenes letzte Göttliche suchen, das uns Menschen versagt scheint: das hier und dort aufbrennt in der Unendlichkeit des Unvollendeten. Michailow schüttelt den entscheidenden Rest Erdenstaub von den Schultern, und wir vergessen über dem Göttlichen und Unendlichen den Mittler: den Ton. Denn es ist als spiele da nicht eine Geige Akkorde und Folgen eines Tonsystems: — Seligkeit blüht um uns, schließt uns ein, Irdisches bleibt ganz fern und fremd zurück; ich bin klein und unnötig, weil Ich groß und All ist. Kunst — Mittlerin, Gott zu ahnen — ist überwunden: Gott selbst ist nah — nur hie und da, im Schwingen und Glück meines begnadeten Körpers, spüre ich, bald näher, bald ferner, daß irdische Geige tastet, und fühle, wie zwischen Ton und Ton, in Ansatz und Absetzen, Uebergang und Bogenstrich, himmelhoch die sieben Farben aufstrahlen, tiefes Brahma, Grauen und Rundheit der Welt.

Zu Kriegsbeginn vom verrückt gewordenen Bürgerpöbel mit Stühlen und Gläsern hinausgeworfen, lange totgesagt — Michailow der Russe spielt wieder in Berlin: in einem Kabarett des Kurfürstendamms. Die Not, die ihn zwingt, Unwürdiges an unwürdigem Ort zu spielen, trübt nicht die Reinheit und Einsamkeit seines Wesens, und manchmal taumelt man in eine Wolke von Seligkeit, schwindelhaft hinabstürzend, wie in einem jähen Traum.

Zur Eröffnung des Großen Schauspielhauses

Das Große Schauspielhaus will den unmittelbaren Zusammenhang zwischen Volk und Theater, der verloren gegangen war, wieder herstellen. Es stellt den Schauspieler nicht auf eine abgetrennte Bühne, sondern es stellt ihn mitten unter die Menschen. Diesen engen Zusammenschluß kannte nicht nur das griechische Theater: allen großen Epochen des Theaters war er eigentümlich, der mittelalterlichen Mysterienbühne ebenso wie der Shakespearebühne und der Bühne Molières. Auch das Reinhardtsche Theater hat, dieser Tradition folgend, von jeher versucht, die Einschnürung, die durch den Bühnenrahmen gegeben war, zu durchbrechen. Zum ersten Male bei den Serenissimus-Zwischenspielen im heiteren Rahmen von „Schall und Rauch". Später, bei Shakespeare und Goethe, durch die der Bühne angefügte, in den Zuschauerraum hineinreichende Vorbühne. Endlich durch den dem japanischen Theater entnommenen Blumensteg, der über das Parkett hinwegführte. Die Vorbühne wurde übrigens auch im modernen Drama, bei Strindberg, gebraucht und erprobt.

Alle diese Versuche waren Schritte, die vom Illusionstheater hinwegführten. Sie sollten den Darsteller aus dem Zwang der gerahmten Bühne befreien, den Zuschauer zum Mitwirkenden machen und dem Wort eine erhöhte Bedeutung geben. Denn dieses Wort des Dichters mußte wieder zur Herrschaft gebracht werden, und je mehr man es in den Vordergrund rückte, je näher man den Schauspieler dem Zuhörenden brachte, um so weiter trat das dekorative Element, das nun als eine Belastung empfunden wurde, in den Hintergrund.

Aber das Logentheater, das aus dem Barock stammt, mit seinen Rängen und seiner festgerahmten Bühne war, wie man deutlich spürte, nicht der geeignete Raum für solche Versuche und solche Reformen. Sie mußten in diesem Theater, das unter anderen Bedingungen — zunächst im Dienste der Oper und des Balletts — entstanden war, immer etwas Gewaltsames behalten. Der künstlerische Zeitwille drängte zur Errichtung eines neuen Bühnentyps, ebenso wie der soziale Zeitwille zur Schaffung eines neuen Zuschauerhauses trieb, das nicht mehr eine sichtbare Trennung der Klassen durch Rangeinteilung kannte.

Das Große Schauspielhaus wurde errichtet, um diesen beiden Geboten der Stunde, die für das Gefühl aller Beteiligten untrennbar verbunden sind, zu erfüllen. Während die Dekoration hier wirklich nichts mehr als ein abschließender Hintergrund ist, steht der Schauspieler auf weit vorgerückter Bühne zwischen den Menschen — steht nicht mehr vor einer Fläche, sondern im Raum: der Volksgemeinschaft, die ihn umgibt, nahe und innig verbunden.

Heinz Herald

Theater, Menge, Mensch

Von Arnold Zweig*)

1.

Der Sehende ist mit dem Gesehenen allein; eine gleitend geschlossene Beziehung wölbt sich eifersüchtig und vollkommen von ihm zum Gegenstand. Mögen Tausende in einem Raume ihre Augen auf jenen einen ausgesetzten Vorgang richten, der das Dastehn und die Geste Malvolios, das Dastehn und die Geste der Kassandra ist: nicht die Menge erblickt Kassandren, erblickt Malvolio: Einzelne, tausend Einzelne. Das Auge vereinsamt den Menschen und schließt das Teilhaben eines Dritten am Gesehenen aus, solange sie einander nicht mit Worten helfen. Nicht der unvermeidliche und unbeträchtliche Einschlag von Subjektivität im Sehen überhaupt ist hier gemeint, die Undurchdringlichkeit der Körper allein hat, unmißverständliches Symbol, schon die Kraft, jeden zu einem anderen Aspekt vom Sichtbaren zu zwingen. Und also, Auge, bist du der Trost des Gefangenen, der willige Diener des Einsamen, die Iris zwischen der Welt und dem Zeus; Roß für Glanz und Grau jeder Gegenüberschaft; aber der Sehende wird nicht besser, er wird nur mit dem Ziel verbunden; er hat keine Genossen; nur seine Erregung hebt ihn stark oder schwach; er ist schwach; er ist allein. Kassandra hebt die Arme nur für ihn; Malvolio stelzt nur für ihn; in seinem Glück ist Weltvergessenheit, Menschenvergessenheit; das Theater der Farben und Lichter, der Gesten und Haltungen schafft keine Menge, duldet keine.

2.

Der Hörende hat Genossen. Im Hören liegt nicht nur Vermittelung des Gehörten, sondern das Weitausgebreitete des Schallens, das Zeitliche seiner schnellen Allgemeinheit, die mühelose Ueberbrückung des trennenden Raumes bereiten die Verbindung der Menschen vor. Ja, das Ohr ist Organ zur Schöpfung der Vielheit. Der Hörende kann getröstet werden. Wer spricht, spricht zu allen Vorhandenen zugleich, niemand vermag einen oder viele aus der Gemeinschaft der Lauscher zu verbannen oder herauszuheben, niemand seinem Hintermann das allen gemeinsam Gebotene zu verstellen. Es ist im Hörer eine Empfindlichkeit dafür, daß Malvolios gereiztes Streitwort, Kassandras verzweiflungssatte Rede von allen vernommen wird. Dem Ohre ist der Nachbar im Dunkel gegeben, ist die weite Menge gegeben, die der große Raum umfängt. Aber in dieser Verbindung ist Ablehnung und Abwehr wach. Der Hörer weiß wohl, daß er nicht allein ist und hat einen Halt an dieser Form verbundener Existenz; er will aber allein scheinen; gleichsam einsam sein mit dem Gehörten, solange die Rede des Darstellers auf ihn zukommt. Der Nachbar, den er seiend weiß, ist ihm Störung; die Menge, die sich regt, wird ihm lästig und als Feind bewußt. Die empfindliche Versunkenheit des Aufnehmenden duldet Gemeinschaft nur vag und zart als entferntesten Hintergrund des eigenen Daseins. Ja, Ohr, welches du dem Menschen Genossen gibst, du bereicherst ihn darum nicht vor dem Werke, das du zu ihm bringst; du machst ihn streitsüchtig, gestört und böse. Er will den Dritten nicht, den du ihm anbietest. Einsam öffnet sich seine Seele dem großen Leben.

3.

Der Sehende ist einsam, der Hörende will es sein. Vom Aufnehmenden gelangt man nicht zur Menge. Und solange das Verbindende nicht entdeckt ist, bleibt der Ueberlegung nur dieser Ausweg: die Menge im Theater sei eine Täuschung; es gäbe kein Publikum. Denn vor der Seele ist tausendmal eins stets gleich tausendmal eins und nicht gleich tausend. Oeffentlichkeit einer tragischen Handlung sei vorhanden, dem Bedürfnis nach Oeffentlichkeit einer Komödie sei genügt, auch wenn nur ein Zuschauer dasitze, auch wenn nur die Spielenden, im Augenblick des Nichtspielens, einander ansehen, abschätzen, tadeln, loben. Dieser Satz ist falsch wie nur irgendein falscher Satz; der Sachverhalt, den er auszusprechen wähnt, besteht nicht. Denke dir ein Gewitter in einem Trichter über einem Hause: das ist die Darstellung des Dramas, der Symphonie vor einem einzigen Zuschauer und Hörer.

*) Aus einem Buch „Das Große Schauspielhaus," das mit vielen Beiträgen und Bildern zur Eröffnung des neuen Theaters erscheinen soll.

Oeffentlichkeit, Menge, ein Rhythmus in tausend Herzen gebannt: das ist der unerbittliche Wille des Dramas, das ist sein Gesetz, seine Vollendung. Wer es demokratisch nannte, hat entweder seine Gläubigen und Leser verspottet oder er hat ungenau hingesehen. Sieh scharf zu, kneife die empfindlichen Augen ein: ist im maßlosen Beifall nach jedem Hamlet auch nur eine Spur von Abstimmung? Bejahen hier Menschen, welche außer sich ihre Handflächen aneinanderschlagen, sich selbst? Sagen sie: dies gefällt uns, darum ist es etwas wert? Sehende verneinen diese Fragen. Nein, nicht an dieser Stelle sei gesagt, was solche Zustimmung wirklich ausspricht; denn jedem Wort gebührt seine Ordnung.

4.

Der Raum selbst, der weite Raum des Theaters, fordert die Menge. Indem er seine Mauern weit wölbt, indem er das Dach hoch oben ausspannt wie ein Segel über die Arena, wie das Gewölbe über die Kirche, lädt er die Menge ein, sich zu versammeln. Aber er, in dem der einzelne friert und den Gewalten ausgesetzt, sich krümmt, er, der die Menge umschließt, hegt, sichert, er schafft sie nicht aus dem einzelnen. Wohl ist er ihnen dunkel, wohlig, wohltätig gegeben; wohl fühlen sie ihn mit dem Raumsinn des Menschen, der das Hochgerechte innerlich mitspürt, indem er sich reckt, das Weitgebreitete ausfüllt durch sein Gefühl, und der die schön geordneten, zueinander frei sich schmiegenden Verhältnisse des großen Raumes mit seiner Empfindung für Harmonie genießen kann, nur weniger bewußt, wie die Maße eines Schranks und einer Vase. Aber, noch einmal: er schafft nicht Menge aus tausend Atomen. Und doch ist in jedem Theater, in jedem großen symphonischen Saal noch heute die Kirche enthalten und die Arena der Griechen, aus denen sie entstanden. Jede Kirche, auch die kleinste, ist prinzipiell ein ganz großer Raum, für die Menge, für die Gemeinde. Die Gemeinde aber hat nur im Einzelfalle Grenzen; dem Wesen nach umfaßt sie alle, die eines Willens sind, und die anwesende Zahl ist eine Zahl von Repräsentanten unendlich vieler. Der Stuhl der Chorherren in der Kirche mit seinem Gitter, die Loge des Theaters mit ihren Scheidewänden hört nicht auf, mit der Menge im Bunde zu sein. Nur daß, zu reinerer Sammlung, hier eine Seele sich in sich gegrenzt hält, wie der Betende, der sich inmitten der Gemeinde, ohne die er nicht beten könnte, den Gebetmantel über den Kopf gezogen hat und so, vom Tallith gehegt, seine von der Gemeinde geteilte Inbrunst reiner, heller dem Ziel entgegenhebt.

5.

Unmittelbare Wirkung des großen Raumes besteht nur auf einen: auf den Darsteller. Ihm sitzen im Dunkeln nicht einzelne gegenüber, sondern: Menge, Publikum, Oeffentlichkeit. Und wenn er sich tausendmal täuschte, wenn diese Anschauung objektiv ein Irrtum wäre: sie ist seine Anschauung, sein Erlebnis, undiskutierbar und wirksam. Kassandras Arme heben sich angesichts der Menge, ihre Klage wirft sich der Oeffentlichkeit zu. Und weiter: Oeffentlichkeit befeuert. Von der Existenz jener Vielheit im Dunkel geht dem Darsteller eine erregende Gewalt zu; seine Kraft wächst, seine Bedeutung ist gesteigert, sein Herz schlägt stolzer, denn er steht und spricht für die vielen und zu ihnen. Hier entwickelt sich bedeutend der Unterschied zwischen dem zarten und heimlichen Raume des kleinen Theaters und dem riesenhaften Rund der Arena. Zu einer großen Menge reden und von ihr Gefolgschaft erzwingen: um wieviel härter vibriert das Herz! um wieviel heftiger spannt sich der darstellende Wille! um wieviel erregter, inbrünstiger, leidenschaftlicher reckt sich der befehlende Zwang aus dem Darsteller, der diese große Zahl bewegen soll und will! Die Geste muß befehlender sein: sie wird es! Das Wort muß ganz aufgesogen sein von angespannter, wild gereckter, noch an der Grenze, hinten, fern, befehligend wirksamer Bedeutung: wie hart geballt und geschleudert muß es von den Lippen fallen! Und wie groß ist die Gefahr des Versagens vor einer solchen Menge! Muß nicht der blendende Rausch der Produktion an seinem schwachen Gefäße rütteln, dem Schauspieler? Die Erregung, die Intensität, die Energie des Spielers wird von all den Menschen vervielfacht: und vervielfacht wirft sie sich in sie zurück, in vollen wilden Güssen. Schauspieler, wahre Schauspieler werden aufgepeitscht sein bis zu ihrem Extrakt — und nicht vergröbert. Vergröbert wird der Macher, der kalte oder dressierte Zusammenflicker von Gebärden und Stimmanwendungen, der in seiner armen Routine befangen das Dickste und Gröbste für das Wirksamste hält. Aber noch nie dürfte das Niveau des Machers die Maße angegeben haben für die Gestaltung künstlerischer Mittel, deren eines der theatralische Raum ist — oder nie hätten Wagner und Bruckner das moderne Orchester schaffen dürfen,

mit welchem sich auch das Nichtssagende Bedeutsamkeit anschminken kann. Mit der ganzen elektrischen Kraft geladen, die eine unsterbliche Gestalt dem sterblichen Darsteller entpressen kann, wird sich das Werk in die Menge stürzen: aus tausend Seelen wird es die Menge schaffen.

6.

Ja, das Werk zeugt die Menge, es zeugt sich die Gemeinde, es selbst bohrt aus den Hölzern die Funken, die Flamme! Gibt es nicht mit seinen ersten, einführenden, Atmosphäre, Schauplatz, Bedingungen, Gesetze aufstellenden Szenen den tausend schmalen Sonderrichtungen, die jeder der Zuschauer mit ins Theater bringt, eine breite gemeinsame Richtung? ein Ziel: die Begebenheit; eine Haltung: die immer heißere Teilnahme; einen Wunsch: den Ausgang; eine Gesinnung: die Hingabe? Tritt nicht, von Vorgang zu Vorgang, von Bewegung zu Bewegung an die Stelle der Zerspaltenheit in tausend Interessen die Vereinigung zu einem Geiste: dem des Werkes? Haben denn all diese Seelen eine Wahl, wenn sich die Antigone des Sophokles in der ganzen Reinheit ihres radikalen Menschentums vor ihnen aufrichtet? Wenn in dieser haßvollen, ganz zerstörten deutschen Welt sie dies Wort, ihr Seelenwort: „Zum Hasse nicht, zur Liebe bin ich!“ unerschütterlich mit ihrem Tode siegelt? Dann oder niemals schlägt die Flamme des Geistes durch die Menge und erzeugt Gemeinsamkeit in den Herzen; die Erschütterung, mit der sie das Werk begnadet, die verwandelnde Reinigung von Tausenden, die endlich erstandene Einheit in der Ehrfurcht, die erhebende, adelnde, weihende Macht eines solchen Abends vollbringt das Wunder der Zurückwandlung von erstarrten Einsamen zur bewegten, geläuterten Gemeinde — oder man baue keine Theater mehr; man schließe sie. Denn den Einsamen überwältigt in der Nacht des Lesens dieser Geist ganz rein, um seinetwillen genügt Orchestra und Bühne der Phantasie; ihn, den Lesenden, weihen die Genien des Gedichteten und des Dichters und die Gemeinschaft mit den Schemen aller, über die Zeiten hinweg, deren Seelen jemals vom Winde solch gedichteten Geschicks umrauscht, berauscht wurden. Die Erhebung einer Menge, Sinnbild des Volkes, Sinnbilds der Menschheit, ist der Sinn und die Erfüllung des Theaters; Brüdern und Schwestern des Fühlens zu entlassen ist seine Erfüllung. Das Gefühl der Fühlenden steigert sich aneinander, die Erhebung wird wirklicher und fruchtbarer, ja sie wird überhaupt erst wirklich durch die Erhebung und Einschmelzung einer Menge. Wenn erst einmal vor einer echten Dichtung eine ganze Legion von Menschen schamlos weinen könnte, wie sie schamlos lachen kann, wenn die Tränen eines ganzen Volkes vor einem einzigen Opfer fließen könnten — wir wären allesamt gerettet.

7.

An dieser Stelle dürfen wir sagen, was der Beifall der aneinanderschlagenden Hände ausspricht: keine Abstimmung; nicht: dies gefällt uns, darum ist es etwas wert — sondern: dies hat uns zu sich erhoben, darum sind wir es wert; dies ist, für diesen Augenblick der Erlösung und, wären wir besser, für immer, unser Geist, unser Sein. Diktatorisch ist der Geist der Dichtung und sie bejahen diese Ueberlegenheit, sie erkennen sie an, sie fühlen sich als Folgende von innen her. Der vergißt, was Erhebung ist oder hat es nie gewußt, der nicht zugibt, daß der Rang des Menschen und der Menge abhängt von dem, was sie zu erheben vermag; von einem schlechten spekulanten Rührstück erhoben werden können: das ist der Rang des elenden Durchschnitts; wer aber von den vier Leichen, die am Ende des Hamlet die Bühne decken, an seiner Erhabenheit beeinträchtigt wird, der mag vielleicht ein sehr zarter Zeitgenosse sein: von seinem Wissen um Schicksal, Dichtung und zeitlose Größe aber vermag er nicht zu überzeugen. Ganz unabhängig von der Erkenntnis des Menschen ist der Wert der Dichtung nicht, aber nicht eine, nicht diese just bejahende Gemeinde stellt ihn fest: die innere Art der Erhebung vielmehr, wie sie sich vor dem Selbstbewußtsein des geisterfaßten, des philosophischen Menschen ausweist, Höhe, Weite, Horizont, Adel und Zeitlosigkeit der Erhebung selbst gibt ihn kund und die Tat, die sie der erschütterten Seele zu entlocken vermag, oder der Vorsatz der Tat zusamt der dauernden, bewahrenden Kraft, die im Augenblick der Not im edlen, wahrhaften, im seelisch jungen Menschen zündet. Auf den Menschen zu wirken vermag wahrhaft, über die Zeiten und Nationen, die Stände und Klassen hin nur jene Dichtung, die aus dem ewigen Geiste der Menschheit den Geist und die Form — die Gestalt empfangen hat.

8.

Jede Dichtung ist ohnmächtig, wenn der Mensch nicht mit ihr will oder nicht kann. Der vom Hunger Verzehrte, der diesem Hunger nichts mehr entgegenstellen kann, der Verzweifelnde, der sein Gesicht von seinem Verlust oder seiner Verzweiflung nicht wegwenden mag: ihnen ist kein Ohr gegeben, die Stimme zu hören. Das ist bekannt. Feiner aber ist jenes Nicht-Wollen des Menschen und sein Nicht-Können, tiefer die Vergeblichkeit des Gedichtes, wenn der ichsüchtige Mensch gelernt hat, der weckenden, rufenden, Tat und Nachfolge heischenden Stimme des Werkes und des Schöpfers die listige schwelgerische Kühle des puren Genusses entgegenzusetzen; wenn er vorgibt, mit dem Anruf der Nachfolge nicht gemeint zu sein, weil der sich nicht an ihn, den Genießenden, wende, sondern an jene Menschen der Gedichtwelt eben, dieser gerahmten Welt, deren Rahmen nur der Barbar und das Kind mißachte; wenn er das heroisch und erschütternde Leben Hölderlins, Beethovens und seine weckende Gewalt abprallen läßt an dem Bewußtsein, daß ihn, den allgemeinen Menschen, und seine Unzulänglichkeit ein so großes Vorbild nicht betreffe; daß der Sinn so außerordentlicher Schicksale in ihrer Außerordentlichkeit beschlossen sei und ihn — wer bin ich, daß ich gemeint sein könnte! — außer jeder Acht lasse. Wir wissen die höllische Geschicklichkeit des Menschen! Er hat Gott in den Himmel gebannt und seine Gebote nur für das geistliche Leben, nicht für das irdische, das Leben jeden Momentes, verbindlich gemacht; er findet ihn bestenfalls mit einem Gebete ab und entnimmt das Gesetz des Alltags der Bilanz seines Geschäftes; er hat den Menschen Jesus zum Gott und damit unschädlich für das reale Leben gemacht; er nennt seine Nachfolger Heilige und ist glücklich, daß man an ihn und sie nur zu glauben braucht, um — in einem besseren Jenseits — selig zu werden! Er weiß nicht mehr, daß man die Evangelien wörtlich nehmen muß, wie die Juden ihr Gesetz nehmen! Er kommt dahin, daß er diesen Menschen Luther bejaht und seine Sendung darin erkennt, daß er Fürsten und Herren mit der Peitsche seines Wortes aufreizt, die armen verzweifelten Bauern zu vertilgen, weil sie das Evangelium wörtlich nahmen. Religion wird ihm ein Akt des unverbindlichen Glaubens, Kunst eine Angelegenheit des fruchtlosen, schwelgenden Genusses.

9.

Nein Europäer, nein nein, Deutscher, nein, Mensch! Sie haben dich belogen! Sie haben deine Seele unschädlich gemacht, indem sie dir „Einstellungen" gaben! Es ist nimmermehr so, daß du Antigone bewundern sollst oder gar die gestaltende Kraft des Sophokles! Sondern leben sollst du wie sie! Sondern ein Mensch sein wie sie! Sondern wollen wie sie! Sondern dich schämen und läutern wie sie!

10.

Aber sie haben eine Scham vor einander: sie schämen sich ihrer Erhobenheit! Sie wissen lieber ein geheim getanes Verbrechen in Kenntnis des anderen, als daß sie ihm ein weinendes Gesicht zeigten. Und so gefährlich gemischt ist die Menschennatur, daß noch in dieser Scham eine Tugend liegt, die Schamhaftigkeit der sich entblößt fühlenden Seele, die sich entsetzt vor der Möglichkeit feindlichen Gelächters. Ach, es ist schwer, zu Menschen zu reden; ihnen Trotz beizubringen gegen das Gelächter der Nebenmenschen, der ja auch nur lacht, weil er sich der Tränen schämen würde. Und so hält einer den andern für boshaft, und beide bleiben dürr und böse.

Darum soll man große Theater bauen. Denn in der Menge, die ergriffen ist, schämt sich der einzelne am wenigsten; folgt er im Dunkeln am leichtesten dem seelisch Reineren, den er vorangehen spürt. Wie Kinder machen sie einander Mut, im Finstern. Sie werden in Gemeinsamkeit besser; wenn es hell wird, schämen sie sich nicht mehr so sehr ihrer Ergriffenheit und Entrückung. Sie werden liebenswerter und sie vergessen so noch am ehesten die verfluchte Geschicklichkeit und Einstellung. Und so erhellt sich am Ende, warum man vom einzelnen nirgendwie unmittelbar zur Gemeinde, zur Menge fortschreiten kann: weil nicht der Rost das erste ist, sondern das Eisen; weil ein Stein schnell vom Turme fällt und nicht wieder aufsteigt, sondern mühsam emporgewunden oder getragen werden muß. Weil der Geist zuerst in der ergriffenen und verbundenen Gemeinde war und dann erst, in Zeiten der Erstarrung und Vernichtung zum einzelnen herabsank; weil der Einzelne Atom einer verbrannten Gemeinde ist, Rost, der Stein, der vom Turme fiel. Und darum ist es das Werk, das ihn wieder hinaufträgt und zur Mauer fügt. Warum aber die Werke der Dichter und Künstler solches vermögen, das hat uns Gustav Landauer, der Ermordete, Geschändete und Ungesühnte gesagt, wie

nur er dergleichen sagen konnte: „All ihre Konzentration, all ihre Form, die ihnen mit gewaltiger Schmerzlichkeit lebendig ist und oft viel stärker und umfänglicher ist, als ihr Körper und ihre Seele ertragen kann, die unzähligen Gestalten, und die Farbigkeit und das Gewimmel und Gedränge des Rhythmus und der Harmonie: all das — hört es, ihr Künstler! — ist ertötetes Volk, ist lebendiges Volk, das in ihnen sich gesammelt hat, das in ihnen begraben ist und aus ihnen wieder auferstehen wird." (Aufruf zum Sozialismus Seite 7.) Wie dies gemeint ist, aber lese man dort und auf allen Seiten dieses menschenrufenden Buches. Die Menge zerfiel zu Menschen. Das Kunstwerk, das in großen Räumen unmittelbar aus dem wollenden Menschen die erschütterte Menge schafft und in der Menge den tatbereiten Menschen erglühen läßt — aber nur dann ist der Raum geweiht — dieses Werk ist ein Wagen des höchsten Geistes. Und wir, denen Kunst Sonne und Zentrum des Lebens im Geiste ist, sehen im fruchtlosen Genießer den Entheiliger des Geschaffenen — und wir schreien ihm zu, daß er Eunuch und Verfälscher und Dieb am Geiste ist. Denn wir auch, mit schwachen Stimmen, rufen auf; auch wir, indem wir Gestalten schaffen, verbergen die Leidenschaft des Wollenden, und nur weil unsere Schöpfungen die Seele aus dem Menschen locken oder reißen sollen, vermögen wir zu leben ohne das öffentlich aufzustellen, was uns im Verborgenen und Kleinen Aufgabe ist: das Beispiel.

Zueignung

Zur Uebersetzung der Orestie

Verstummter Mund, Gefährte der Gefährten,
Bruder vom Purpurmeer und goldnen Strand!
Weckt dich noch nachts der Duft messenischer
Gärten?
Weinst du noch so des Nachts — wie hoch am Rand

Der heiligen Schlucht du weintest im Getön
Des fernen Wildbachs und der niedern Blitze.
Ja, galt ein Tag dir wieder groß und schön
Seit jenem Tag, da wir der Götter Sitze

Im Morgen schauten, schimmernd rot und grau,
Mittags am Berg und greisen Quell gerastet
Und spät in Abendtempeln, tot und blau,
Der Erde Nabel gläubig fromm betastet.

Auf wirren Gleisen und metallnen Schienen
Rast jetzt die Zeit (blüht noch der ewige Baum?
Reift noch die Saat?) und wie aus schwerem
Traum,
Herrscher und Sklaven, stöhnen die Maschinen:

Rings Wüstenei von Schnee und Bogenlampen!
Aus dieser Welt von Hammer, Glas und Stahl
Steig ich noch einmal zu den goldenen Rampen
Der hohen Burg? Ja wird uns noch einmal

Des Gottes Stimme aus geweihten Mauern:
Die jäh uns rührt und wild erbeben macht,
Mehr als Verbannter Leid und bleiches Trauern . .
— Kannst du noch weinen? Kannst du noch er-
schauern?

Oder ist dies die Nacht? Ist dies die Nacht?

Carl Vollmoeller

Tschechow

Von Rudolf Kurtz

Die kleinen Skizzen, Umrisse, verwinkelten Elegien, mit denen Tschechow begann, liest man heut kaum noch. Man liest sie nicht mehr, weil sie amüsant sind, während man von einem russischen Dichter Prophetien erwartet. Aber in Rußland haben sie den Neunzehnjährigen bekannt gemacht.

Dieser etwas abstrakte Kopf, Mediziner, kränklich, europäerfreundlich, hat die russische Seele aus einer Pariser Perspektive betrachtet. Er sucht nicht nach einem bestimmenden Ethos wie Dostojewsky, ihn interessiert nicht nur wie Turgenjew der dekorative Vordergrund: er verfolgt den Kreislauf des Blutes, die Schwingungen der Seele, ohne beunruhigt zu sein und ohne zu beunruhigen. Er wird auf eine hygienische Art mit den Menschen fertig: man kommt an ihre Seele heran ohne aus dem Gleichgewicht gebracht zu sein.

Schätzen Sie solche Dichter nicht? Es gibt ihrer nicht allzu viele. Später, mit wachsenden Jahren, mit sinkender Gesundheit projiziert sich mancherlei schlecht Funktionierendes in eine gewisse resignierte Trübsal, die wie eine künstliche Atmosphäre seine Dichtung umschließt. Aber auch dann hindert ihn ein schönes Taktgefühl, sich etwa als Schopenhauerianer zu etablieren. Er fühlt die Müdigkeit von Menschen, er weiß, daß der Erfolgreiche nicht immer der Bessere ist, er spürt die Schwermut und den Verfall gebrochener Naturen: aber seine Gerührtheit macht wenig Worte und sein Witz ist nicht bitterer, als es der Umgang in der guten Gesellschaft erlaubt. Das hat weder mit Oberflächlichkeit noch mit Leichtsinn zu tun. Es ist einfach ein angeborenes Gefühl für Takt — eine Veranlagung, die vielleicht nur bei einer gewissen Blutarmut und nicht zu verheimlichenden Stoffwechselstörungen möglich ist.

Seine Prosa, knapp, bestimmt, ein Hauch Waldluft setzt Bilder aus dem russischen Leben hin, ohne immer gleich mit der Apokalypse bei der Hand zu sein. Ja, selbst der Samovar wirkt in seinen Erzählungen nicht als asiatisches Götzenbild, sondern als ein dekorativer Teetopf. Ich glaube, das unterscheidet ihn von allen russischen Dichtern, die in der Welt gelesen werden.

Es ist etwas sehr Persönliches, diese Resignation in seinen Büchern, dieses Zwiespältige seiner Menschen, in denen Edelmut und Fäulnis seltsam schillert. Es ist die Stimmung eines Mannes, der niemals hoffen darf, in einem Boxmatch zu siegen — oder eine Frau im Sturm zu nehmen. Aber man muß spüren, daß viel Lebenswille und Lebensbedürfnis in dem Allen steckt, etwas, das Energien entbindet, Typen schafft, ein Arsenal wichtiger und wertvoller Erlebnisse verarbeitet. Seine Bauerngeschichten sind gewiß trist: aber die Herrschaft über das Material, der Formenreichtum der Naturstimmungen, die unauffällige Profilierung der Gestalten löst sehr aktive und sehr positive Gefühle aus. Seine ironischen Skizzen würden vielleicht noch unmittelbarer wirken, wenn zwischen der Konzeption und der literarischen Formung nicht sozusagen ein Prisma stünde — nämlich Anton Tschechow selbst, ein leidender, unschlüssiger und höchst beteiligter Mensch.

Seine Dramen sind wieder und wieder gespielt worden — vielleicht, weil es so ziemlich die einzigen modernen russischen Dramen sind. Ich glaube auch, daß die nationale Einstellung des russischen Publikums im Theater von der des deutschen abweicht — man fühlt im Darsteller so stark den Pulsschlag des eigenen Blutes, daß man auf gewisse Voraussetzungen des Dramas verzichtet. So scheint es mir jedenfalls, wenn ich aus der Spielart der Tschechowschen Dramen durch das Moskauer künstlerische Theater auf das Publikum zurückschließe. Aber ein Stück ist von deutschen Bühnen wieder und wieder gespielt worden, vermutlich, weil es einen der stärksten szenischen Einfälle bringt, die das letzte Jahrhundert kennt, ich meine „Die Möve". Ein Tschechowscher Held, zwiespältig, leidend, edel und überflüssig, erschießt sich hinter der Szene: im Saal hält die Mutter große Gesellschaft und auf die erschreckte Frage der Mutter beschwichtigt der eintretende, wissende Arzt, daß der Stöpsel einer Medizinflasche aufgesprungen sei. Man muß diese Wirkung in der wohlvorbereiteten Atmosphäre des Dramas erlebt haben, um die Schlagkraft dieses prachtvoll ausgebeuteten Kontrastes mitfühlen zu können. Seine Dramen sind im Allgemeinen mehr zart als präzis, mehr schillernd als greifbar, mehr erwägend als bestimmt: eine erfahrene Klugheit schafft alle Ingredienzien herbei, ohne hinreichend robust zu sein, die rechte Mischung ohne Seitenblicke auf Kritik und Kunst herzustellen. So ist es auch mit „Iwanow": eine Fülle von Typen, die auch von der Bühne herab fesseln müßten,

aber ohne rechten Mut zur Kulisse gestaltet. Es sind mehr ihre verwirrten Seelen präsentiert, als ihre berauschte, ihre anmutige oder groteske Körperlichkeit. Ein unheroischer Held, der auch durch einen Pistolenschuß nicht heldenhafter wirkt, ein zwiespältiger Edelmann auf dem Abstieg, der seine Doppelnatur allzu betont präsentiert, ein Wahrheitsfanatiker, der zu viel von sich redet und reden macht, ein prachtvoll entworfenes junges Mädchen, das man nur vom Wortgestrüpp befreien müßte, glänzend geschaute Gesellschaftstypen, die schon aus Textmangel plastischer als die Träger der Handlung hervortreten — es fehlt nur der Herzstoß, wenn ich so sagen darf, es ist zu viel in Etappen aufgelöst, die von Sekunde zu Sekunde beobachtet werden. Und dabei spürt man immer wieder die Raffinements dieses ästhetischen Nachfühlens, die Feinheiten dieser Beobachtung, die Reize dieses sehr bewußten Wollens — aber man will das nicht nur sehen, begreifen, man will nun einmal von der Bühne herab vergewaltigt werden. Oder glauben Sie, daß Shakespeare oder der junge Schiller rücksichtsvoll sind?

Ich habe bei Tschechow immer das Gefühl: es könnte so weitergehen und ich würde gern weiter lesen. Das hat er sicher nicht gewollt. Man empfindet sein Bemühen um innere Abschlüsse, um Gerundetheiten, um Gestrafftes und Geformtes. Aber das Wichtigere bleibt, was er von den Menschen gesehen hat: er zeigt ihr Dasein, wie es sich dicht unter Tag abspielt — seine Menschen tragen nicht immer und bei jeder Gelegenheit den heimatlichen Winterpelz und man traut ihnen zu, daß sie eine Reise nach London machen könnten, ohne in Regent Street als ethnographische Kuriositäten aufzufallen. Sie sind trotzdem sehr russisch wie die Welt des großen Dostojewsky — aber nicht als Urmythen erlebt, sondern gewissenhaft in eine Retorte gesteckt, gemessen und gewogen: mehr dem europäischen Verständnis angepaßt als im dumpfen Grollen der Schöpfung jäh aus dem mütterlichen Nährboden gerissen.

Auge, Ohr und Schaubühne

Von Fritz Brehmer

Nur drei Zuschauer sitzen vor der Schauspielbühne: Der Meister Geist mit zwei Jüngern.

Der Meister Geist führt seinen Namen nur der Kürze halber. Vollständig heißt er: Phantasie, Intellekt, Erfahrung, Wissen, Lust am Trug, Freude am Fröhlichsein, Freude am Traurigsein, Sinnenlust, Gefühl des Schönen, Gefühl des Erhabenen, Mitleid, Mitfreude, Sehnen nach Entrücktsein. Vielfach noch und weiterhin bunt ist das Register seiner Namen. Geist ist sein Kollektivname.

Seine Jünger aber, ihm aufs innigste verbunden, heißen Auge und Ohr.

Der Meister ist blind und taub. Ton und Bild empfängt er durch die Vermittlung seiner Jünger.

Der Meister hat übrigens noch andere Jünger: Geruch, Geschmack, Gefühl. Jedoch läßt er die daheim. Der Zutritt zur Schaubühne ist ihnen verboten.

Vor diesem dreiköpfigen Publikum agieren auf der Bühne zwei Personen: der Dichter und der Schauspieler.

Zum Dichter ist in der Ruhe seines abgeschlossenen Inneren nur der blinde Meister gekommen: zu des Dichters Traumwelt. Seine Jünger, Auge und Ohr, öffnen dem Dichter die Tür zur Herzkammer des Meisters. Das ist ihr Amt. Für sich selber aber wollen sie vom Dichter nichts.

Ihr Mann ist der Schauspieler, ihre Welt die Szene. Nicht die geträumte Welt des Dichters, sondern die schaubare und hörbare des Schauspielers ist das Ziel ihrer abendlichen Wünsche.

Aktive Jugend ist in den Beiden. Heiße Leidenschaftlichkeit für oder gegen. Frei aber von Geistigem. Die Form ist Alles. Der Inhalt gilt nur als Gerüst für die Form. Die Metaphysik des Intellekts wird ignoriert.

Auge und Ohr sind die wärmsten Freunde oder die erbittertsten Feinde des Schauspielers. Der hat es unendlich schwer beiden zu gefallen, denn so innig sie untereinander verbunden erscheinen, so aus tiefstem Grunde unterschiedlich ist ihr Verlangen an den Akteur: Was der Eine stürmisch fordert, lehnt der Andere emphatisch ab.

Der Schauspieler aber, ihnen ausgeliefert auf Tod und Leben, muß um seines Lebens willen um beide werben. Die Feindschaft auch nur des Einen wäre sein Tod. Nicht die innigste Freundschaft des Anderen könnte ihn retten. Das erbitterte Auge stößt ihn von der Bühne, mag das Ohr noch so warm für ihn eintreten: Vom Auge verbannt findet er günstigsten Falles im Vortragssaale sein befracktes Ende. Hat er das Ohr beleidigt, ergeht es ihm nicht besser: Wie sehr auch das Auge sich für ihn verwende, er stirbt der Bühne: als Gespenst nur sieht man ihn noch spuken auf der kalten Flimmerwand.

Dem dergestalt an die Gunst Beider gebundenen Akteur ersteht die Notwendigkeit, Beider Wesen zu ergründen. Zu diesem Ende sucht er nach einem zentral gelegenen Betrachtungsorte, der es ihm ermöglicht in die Sektoren seiner beiden vorläufig noch indifferenten Kritiker, die sich zu Freunden oder Feinden zu machen in seiner Hand liegt, hineinzuschauen.

Als diesen Ort findet er die Lüge. Die Einstellung jedes der Beiden auf die Lüge ist das Kriterium. Es erschließt sich das Folgende:

Das Auge liebt die Lüge. Es wünscht und sucht sie. Es ist gewohnt belogen zu werden. Es lebt geradezu von der Lüge. Nie erschaut es die bare Wirklichkeit, das „Ding an sich“. Immer nur ist es eine „Vorstellung“, die seine Blickbahn trifft: ein bemalter Wandschirm, vorgestellt vor die Wirklichkeit, die er zur Erfahrungswelt macht.

Die „Vorstellungen“ ungezählter Generationen von Vorfahren bilden die Erfahrung des Auges. Die schier endlose Vererbungsreihe hat ihm die Naivität genommen. Die Erbsünde der Lüge lastet auf ihm, seit der Mensch, sein Träger, ein Enkel ward.

So tritt das Auge vor die Schaubühne, um belogen zu werden. Es hat für eine „Vorstellung“ bezahlt, und will etwas vorgestellt erhalten.

Die wirkliche Welt des Schauspielers gilt ihm nichts. Es will den schwarz geschminkten und phantastisch verkleideten Othello, nicht den gut rasierten Herrn im karrierten Jackett-Anzuge, es will die todesblasse Clavigobraut Marie im spanischen Spitzentuche, nicht die gesunde junge Dame in Rock und Bluse, wie sie des Vormittags im Halbdunkel der Probe auf der Bühne steht. Je besser die „Maske“ ist, die der Akteur, um eines Andern Physiognomie vorzutäuschen, sich vorband, um so entzückter ist das Auge.

Aber auch die Umwelt des Schauspielers, die Szene, steht unter dem Wunsche des Auges. „Man kommt zu schaun, man will am liebsten sehen.“ Das „vult decipi“ gilt hier mehr noch als anderswo. Jedoch nicht geradezu, nein auf zarten Umwegen, mit Charme, mit Grazie will hier das Auge belogen sein. Nicht daß ihm die Lüge faustdick ins Gesicht springt! Klobige Realität entlarvt es empört als Machwerk aus Holz, Pappe oder beschmierter Leinewand.

Nichts aber enttäuscht das Auge mehr als die Feststellung, überhaupt nicht belogen zu werden: Vollkommenste Wirklichkeit der Szene unter Ausschluß alles Scheines ist ihm ebenso peinlich wie das Fehlen jeder illusionschaffenden Staffage. Das Spiel unter den Waldbäumen einer „Freilichtbühne“ betrachtet es mit denselben Zweifeln wie das Agieren nur zwischen Vorhängen. Wer dem Auge gefallen will, muß die schwere Kunst verstehen mit Geschmack zu lügen.

Nicht so das Ohr. Nichts ist ihm verhaßter als die Lüge. Seine Welt ist nicht das immer wandelbare, von unzähligen Vorstellungen abhängige Bild, das Gesicht, das uns zwar Gott gegeben hat, aus dem aber wir nach Belieben uns ein anderes machen. Seine Welt ist der Ton, ewig freischwebend im Raume, unabhängig von der Materie, unsichtbar, ungreifbar, unveränderlich. Das reinste Gebilde der schaffenden Natur! Die Lüge ist verbannt aus dieser reinen Welt, in der das Ohr der Wahrheit lebt. Deren Wirken es auch im Schauspiel nicht verläßt.

Wehe dem Akteur, der es beleidigt durch Verstellung! Es wird sein unerbittlicher Feind sein! Wer es unternimmt, sein natürliches Organ herunterzudrücken, um Alter und Reife zu heucheln, oder in die Höhe zu schrauben, um Jugend vorzutäuschen, hat mit dem ersten Satze verspielt. Nicht anders geht es Jenen, die zu „heldischen“ Tönen die magere Brust blähen, oder ihre Mädchenmäulchen frisieren, um Töne der Lieblichkeit von sich zu geben. Das Ohr will den eigenen, gewachsenen Ton des Menschen Schauspieler (erfüllt mit dem Geiste des Dichters), nicht etwa den, von dem der Akteur glaubt, daß ihn die Figur, die er darstellt, „eigentlich“ haben müsse!

Diesen Ton des Menschen will das Ohr in höchster Vollendung und Reinheit. Das Ohr hört Musik, gute oder schlechte, in jedem Sprechen, darum halte der Akteur auf das beste Instrument! Lasse sein Sprechen zur höchsten Vollendung und Reinheit erwachsen! Und bedenke das Eine: Das

Ohr in seiner Scheu vor Lüge und Verstellung hat die höchste Wertung beim Meister Geist! Beobachte wie unterschiedlich stumme oder hinausgejubelte Freude, lautloses oder aufschreiendes Leid dein Gemüt bewegen, dann kennst du die Bedeutung des Ohrs für das Empfinden: Du würdest nie wieder ein Insekt töten, wenn du auch nur einen Seufzer des Schmerzes von ihm hörtest!

Aber nicht nur vom Munde des Schauspielers belogen zu werden, kränkt das Ohr: auch die Töne der Umwelt, der Szene will es rein und „echt". Seine geschärfte Empfindlichkeit empört sich auch hier gegen jede Lüge: der hohle Ton des Ritterstiefels auf der hölzernen Steintreppe (welch' letzterer des Auges eBifall fand) ist ihm ebenso zuwider, wie das dumpfe Aufschlagen des Schwertes, das man auf einen Steintisch aus Fichtenholz wirft. Der obstinante Widerstand der Materie zwingt der Szene täglich das Ohr in solchen Dingen bewußt zu beleidigen. Fast scheint es sogar, als ob es sich schon an solche Art Lügen gewöhnt habe. Ist aber einmal auch dies Problem der Bühnenkunst gelöst, wird man sehen, wie dankbar das Ohr sein wird!

*

Aus dieser Zergliederung ergibt sich der Schaubühne das Postulat: Dem Auge die Lüge, mit Geschmack und Delikatesse appliziert, dem Ohr die Wahrheit, durch keine Konzessionen entstellt, in letzter Reine!

Mein Debüt als Mime

Von Otto Zarek

Muriel war Julia. Wenn die roten Wolken über dem Tinzenhorn zuckten und Davos den Stunden der Heimlichkeiten verfiel, durfte ich ihr Romeo sein. Oder, und das schien ihr glaubhafter, Maurice, der im Triumph Astarte an sich preßt; sie war so offenherzig, eine Seelenverwandtschaft mit dem Dichter Maurice zu behaupten; aber traf sie selbst den Orska-Ton nicht, so wußte sie den Grund: wie könnte (selbst im Spiel) ein reines Mädchen sich in diese Rolle einleben? Oder als Hamlet ertrug sie mich; und mit gespielter Inbrunst markierte sie den Wehschrei: „Meine Mutter, die Hur", wenn sie Gretchen zu sein vorgab. Warf ich als Tasso schlecht melodisierte Monologe im Fieber der Rolle gegen sie, so rauschte sie mit fremdländischem Akzent: „Ein Dichter . . nun ja, beurteilen kann ich das nicht, ob Sie Dichter sind; aber zum Schauspieler sind Sie zu subjektiv." (Sie sagte „subjektiv" und war sehr stolz auf das Wort.)

Ich lernte; Maria Moissi war meine Lehrerin. Von ihr ertrug ich es, Mich zu vergessen und mich der fremden Gewalt des lehrenden Menschen zu beugen. Am Beginn der Laufbahn trieb mich Langeweile. Dann — Muriel. Dann das Genie dieser um das Geheimnis der Kunst wissenden Maria Moissi. Dann: die leise Hoffnung, einmal selbst der Lebendige sein zu dürfen. Nicht nur das Wort, die blutleere Schrift, der eingesargte Schrei; nicht nur die Unendlichkeiten der Freude und der Qual, das Unermeßliche an Empfindung durch wissende Worte einem Anderen als Aufgabe stellen; das fiebernde Gefühl zur Regiebemerkung zerbiegen; nicht nur die Glut aufbegehrenden Wollens erwarten, wenn, vielleicht, der gestaltende Spieler mit gleichem Temperament das Wort durchlebt. Sondern mit Geste und Gebärde, im funkelnden Schrei ausgestoßener Hände, im Akzent jedes Muskels, im rasenden Herumwerfen des Körpers — ja, das ist es: im Beherrschen und Dienstbarmachen des ganzen, ganzen, lebenden Körpers, meines Körpers — selbst der Gestaltende sein! Der die Räume zerschlägt und die Szenerie der ewigen Dinge aufbaut. Der — — — ach, wieviel vermag schauspielerische Kraft!

Wie unendlich viel! Niemals glaubt ein Dichter, der Schauspieler sei nur Organ, Mittel, Instrument. Ihm beugt er sich ganz und liebt ihn, vielleicht oft mit dem heimlichen Neid des nicht-vollkommenen, am Körper beengten, gestaltlosen (darum: schöpferischen, gestaltenden) Menschen. — —

Muriel brachte das Telegramm. „Nicht Tasso", lächelte sie, „aber den jungen Priester im „Licht leuchtet" — — In Zürich nämlich; ein Gastspiel, das Alexander Moissi gab. — Ich war tauben

Blickes, als der Zug durch Ragaz, am Walensee vorbei, durch die Kantone brauste. Sondern buchstabierte: „Ich komme zu Nicolai Iwanowitsch, sozusagen — —“.

Nicolai Iwanowitsch war Sinn der fremden Welt, in die ich mich verschlungen hatte. Auf den ersten Proben sagte ich meine Worte; ich konnte sie, ich hatte ein Gesicht vom „jungen Priester“. Aber ich fühlte niemals: daß es meine Rolle sei. Mein Ich saß vor mir wie ein Zuschauer; es beriet sich mit mir; es machte kritische Anmerkungen. Aber es war nicht in mir, lebte, erstarb nicht in der Rolle. Ich erlebte: zwischen dem Wissen um Etwas und dem Sein, zwischen der V o r s t e l l u n g und der D a r s t e l l u n g liegt Unüberbrückbares; Gefühl allein besiegt den Abgrund. Ich blieb jenseits, im Reiche des Vorstellens;

— — bis Moissi kam und dem Auftakt meines Auftretens schon: Gestalt, Ton, Charakter, Idee gab. Er spielte mir nicht meine Rolle vor. O nein, welch Irrtum, zu glauben, Beobachtung wäre es, Einfühlung etwa oder Gedächtnis seien das Mittel, eines Anderen Bewegung nachzuahmen. Sondern so geschah es: plötzlich sprang dieser Funke, diese geheimnisvolle Kraft, die seelische Energie über; ich fühlte, das Gesicht verändert sich, Natur wird das Schreiten, die Geste ist Ausdruck, das Wort rollt aus dem lebenden (nicht gespielten) Priester. Natur-sein ist für den Schauspieler Alles. Dies oft mißbrauchte Wort ist wahr!

Dieses Erlebnis steigert sich und ergründet tiefste Bedeutung. Nicht um dessentwillen, was ich aus Gesprächen bei Tisch und in der Nacht erfuhr, sondern aus dieser Einsicht vor allem glaube ich in Moissi einer erschütternd ernsten Persönlichkeit, die selbst Nicolai Iwanowitsch ist, die selbst von Tolstois gütiger, liebender, suchender Seele erfüllt ist. Ibsen-Rollen vermag man zu mimen; nicht aber Tolstoi. Denen, die lächerlichen Gerüchten glauben, war nicht das Erlebnis gegönnt: Alexander Moissi Tolstoi proben zu sehen. Nur markierend, hauchend, andeutend die Worte gesetzt; und doch die ganze Last dieser zerschmetterten Erde im Gesicht. — —

Nein, Muriel; das ist nicht die Hoffnung, als Hamlet oder Tasso zu debütieren. Ich bin zufrieden. Nur einen Priester — ich bin doch zufrieden. Um des Erlebens willen möchte ich diese Tage nicht missen. Vielleicht lächeln Sie und schelten mich — — einen Dichter?

Sophus Michaelis

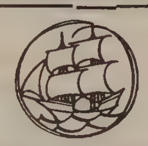
HELLENEN UND BARBAREN

Ein Roman aus der Zeit der Perserkriege

Geheftet M. 10.— Gebunden M. 12.50

„Die Wirkung ist außerordentlich. Eine der größten Epochen der Geschichte taucht wieder auf, lebendig gemacht durch die starken und kühnen Pinselstriche des Künstlers.“ Sven Lange, Politiken.

ERICH REISS VERLAG • BERLIN W 62

INSEL-VERLAG  ZU LEIPZIG

Soeben erschien:

Albert Ehrenstein

Bericht aus einem Tollhaus

Geh. M. 4.— Geb. M. 7.—

Albert Ehrenstein hat zum Teil früher erschienene Novellen für den Roman benutzt, doch sind sie nicht geblieben, was sie waren. Vielmehr wirken sie, der Idee des Buches untergeordnet und durch ein geistiges Band untereinander verbunden, das den eigentlichen Sinn erst aufleuchten läßt, neu und erst jetzt an ihren richtigen Platz gestellt. Was den Roman selbst betrifft, so ist er so eigenwilligen, kuriosen Geistes und so durch und durch satirischen Geblüts, daß leicht und fast anmutig gelingt, was die bittere Aufgabe war: die Welt, so wie sie ist und als Tollhaus zu zeichnen. Durch seine groteske Phantastik blickt zuweilen eine Ähnlichkeit mit E. T. A. Hoffmann durch, doppelt interessant deshalb, weil sie mit allen Abwandlungen der anderen Rasse, des Zeit- und Stilempfindens auftritt.

Rudolf Kassner

Zahl und Gesicht

Geh. M. 6.— Geb. M. 9.—

Das Werk ist aus dem Plane einer Physiognomik des menschlichen Gesichts hervorgegangen. In einer umfassenden Einleitung „Der Umriß einer universalen Physiognomik“ ist dieser Plan als solcher verwirklicht. Wie ist, so fragt der Verfasser geistreich, das menschliche Gesicht zugleich Zentrum und Peripherie jener unendlichen Formensprache, die uns die Natur bietet, wie sind Mensch, Tier, Pflanzen und Gestirne eines? Das Werk stellt sich die viel umfassendere Aufgabe, zu untersuchen: Wie weit können wir überhaupt denken; wo sind die Grenzen von Sein und Deutung, wo die von Zahl und Gesicht? Aus einer Physiognomik ist ein Weltbild geworden, etwas, was weniger als eine Physiognomik und doch unendlich viel mehr ist als eine solche.



